Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Das Haus Tessin

zur Zeit der

Alleinherrschaft und der Freiheit.

Von

M. J. von Crusenstolpe,

Verfasser des Mohren oder des Hauses Holstein-Gottorp in Schweden; Carl Johann's und der Schweden u. s. w.

Vierter Theil.

Aus dem Schwedischen.

Berlin, 1850.

Verlag von F. H. Morin.

Erstes Kapitel.

„Sagte ich nicht, daß ich heute ungestört sein will und keinen Besuch annehme? — fuhr Tessin verdrießlich den Bedienten an, der hastig in das Zimmer trat, wo der Oberintendant in Berechnungen vertieft und von Papieren und Zeichnungen umgeben saß. — Oder ist ein Eilbote vom Hofe aus Strömsholm gekommen?“

„Der Läufer der Frau Gräfin Piper bringt eine Empfehlung von Ihrer Hochgräflichen Excellenz mit der Bitte, der Herr Baron möge ihr, sobald es anginge die Ehre seines Besuches schenken“, erwiederte sich verbeugend der Bediente.

„So, das ist etwas Anderes. Sage dem Läufer, daß er der Frau Gräfin meine Ehrfurcht vermeldet, und ich würde mich so bald als möglich bei Ihrer Excellenz einstellen.“

Mit diesen Worten wurde der Bediente abgefertigt und Tessin eilte die letzte Hand an diejenigen Geschäfte zu legen, welche keinen Aufschub duldeten. Dann brachte er in größter Eile seinen Anzug in Ordnung und begab sich nach dem Piperschen Palaste auf der Mönchbrücken-Straße.

In Allem behutsam und vorsichtig, bemühte sich Tessin bei den Besuchen, die er der zurückgebliebenen Gemahlin des abwesenden allmächtigen Günstlings abstattete, Aufsehn und Neid zu vermeiden. Nur wenn er bei der Gräfin Piper als Gast war, oder wenn er ihr in Gesellschaft seiner Frau einen ceremoniellen Besuch machte, sah man ihn nach dem Piperschen Palaste fahren. Zu andern Zeiten ging er, und zwar am liebsten auf Umwegen durch einsame Straßen und Gassen. Je mehr er in das Vertrauen des einflußreichen Paars eingeweiht war und dessen Ohr besaß, um so weniger ließ er dies Unberufene merken.

Gleichwohl hatte er sich diesmal mit dem Incognito, das er suchte, verrechnet. Die ganze Gegend um das Pipersche Haus war so mit Wagen verbarrikadirt, daß ein Fußgänger kaum sich durchdrängen konnte Das Bestreben, sich bei der Gemahlin des Königlichen Günstlings einzuschmeicheln, um dessen Gewogenheit zu erlangen und von dieser getragen, Glück zu machen und Vortheile zu erreichen, machte sich in dem damaligen goldenen Zeitalter der Alleinherrschaft in solchem Uebermaaße geltend, daß die Gräfin Piper sich mehr dadurch belästigt wie geschmeichelt fühlte und davon in einem Grade ermüdet wurde, daß selbst ihre Gesundheit darunter litt.

Flur, Treppen und Garderobe lieferten eine lebendige Probekarte der bunten Livréen des zu jener Zeit in der Hauptstadt befindlichen Adels. Nicht ohne Verlegenheit darüber, daß er in dieser Sammlung seine eigene vermißte, übergab Tessin einem der Bedienten

des Hauses sein Ueberkleid, worüber die müßig herumstehenden fremden Bedienten spöttisch lächelten.

Dann arbeitete er sich mit einiger Mühe durch das Gedränge in dem äußeren Vorzimmer bis zu dem weit im Innern des Hauses belegenen Gemach hin, wo die Gräfin Piper auf dem Sopha saß, umgeben von Königlichen Räthen und deren Gemahlinnen. Verbindlich erwiederte sie seinen ehrfurchtsvollen Gruß und bat um Entschuldigung, daß sie ihm mit der Bitte um seinen Besuch beschwerlich geworden sei, sie habe sich diese Freiheit nur im Auftrage ihres Mannes genommen, der ihm auf Befehl Sr. Majestät eine Mittheilung zu machen habe.

Die übrigen Anwesenden blickten bei diesen Worten mit großen Augen bald auf die Gräfin, bald auf den Oberintendanten. Zwar war es an sich nichts Ungewohntes und Neues, daß, während der Zeit, wo Graf Piper sich im fremden Lande bei dem Könige aufhielt, Mittheilungen über Staatsangelegenheiten von wichtiger und zarter Natur durch seine Gemahlin geschahen, daß aber die Gräfin, welche zu viel Verstand und Welt besaß, um den Einfluß den sie ausübte durchscheinen zu lassen oder mit ihm zu prahlen, jetzt von einem königlichen Auftrage in einem so zahlreichen Kreise unverholen sprach, erregte nicht geringes Aufsehn. Tessin wunderte sich eben so sehr darüber, als er wenig damit zufrieden war, und murmelte die Antwort, die er gab, kaum hörbar zwischen den Zähnen.

Die Gräfin Piper lächelte über die allgemeine Verstimmung, welche ihre Aeußerung hervorrief. „Ich habe ihre Neugierde gereizt, meine Herrschaften — fügte

sie hinzu — hoffe sie indeß in sehr angenehmer Weise befriedigen zu können. Mein Mann hat mich mit dem letzten Eilboten aus dem Hauptquartier in den Stand gesetzt, die Erste zu sein, welche dem Baron Tessin zu einem neuen Gnadenbeweise des Königs Glück wünscht, da nehmlich Se. Majestät geruht haben, den Herrn Baron zu Ihrem Hofmarschall zu ernennen.“

Ein allgemeines „Ah!“ durchflog den Kreis; von allen Seiten folgten natürlicherweise Glückwünsche, welche Tessin mit seiner gewohnten Bescheidenheit empfing und erwiederte.

„Wenn heut Ihre Zeit nicht allzu kostbar ist, so würde ich Sie bitten, lieber Baron, mir gleich jetzt einige Augenblicke zu schenken.“

Die Gräfin Piper that als ob sie die Absicht habe diese Worte Tessin zuzuflüstern, sagte sie aber mit Fleiß halblaut, damit sie von den Nahestehenden gehört und weiter verbreitet werden möchten. Auch blieb der gewünschte Erfolg nicht aus. Die Menge der Besuchenden, die sich nur eingefunden hatten, um der einflußreichen Frau eine Aufmerksamkeit zu erweisen, entfernte sich, sobald sie bemerkte, daß ihre Anwesenheit nicht ferner gewünscht werde.

„Piper und ich — nahm die Gräfin, nachdem das Gemach leer war, mit verbindlichem Lächeln das Wort — können unsre Schuld gegen Sie, mein bester Baron, für die so seltene Freundschaftsprobe, die Sie uns auf Sturefors*) gaben, nie genug lösen Je mehr ich mich

*) — — „Pour obliger Son Excellence Mr. le Comte

bemühe, Ihnen unsern innigsten Dank auszudrücken, um so mehr sehe ich die Vergeblichkeit aller solcher Bemühungen ein. Aber sein Sie überzeugt, daß es um so besser gemeint ist, je ungenügender meine Worte sind.“

„Nur die gewohnte Güte der Frau Gräfin — versetzte Tessin — kann dieser Geringfügigkeit einen so hohen Werth verleihen, aber selbst wenn sie einen noch weit höheren Werth besäße, würde sie weder meinen tiefgefühlten unauslöschlichen Verpflichtungen gegen Se. Excellenz und Sie, Frau Gräfin, noch der schuldigen Erkenntlichkeit für die Gunst entsprechen, womit ich jederzeit von Ew. Excellenzien geehrt worden bin und auf deren Rechnung ich auch den Gnadenbeweis schreiben muß, durch welchen ich jetzt aufs neue beglückt werde. Doppelt habe ich ohnehin bei dem gegenwärtigen Anlasse zu danken, denn Se. Excellenz haben vor Kurzem meinem alten Freunde Cronström in Paris den Rang und Titel so wie die Besoldung als Envoyé ausgewirkt.“

„Unser aufrichtiges Wohlwollen für Ihren Freund — bemerkte die Gräfin — hat dieser schon längst bei verschiedenen Gelegenheiten anerkannt und in so freigebiger Weise erwiedert, daß ich fast in Verlegenheit gesetzt worden bin. An der Beförderung, die er jetzt er-

Piper j'ay esté à 24 lieus d'icy, c'est à dire à Sturefors, ou je fais faire le plafond de sa grande salle, tout rosè d'or sur un fond blanc, il couttera au moins cinq a six cent ecus, je le fais faire à mes propres depens, mais je vous prie de le mesnager." — — Aus einem Brief Tessin's an Cronström vom 3. August 1707.

halten, hat kein Andrer, als Se. Majestät allein Antheil und in der That ist sie nur eine von Rechtswegen ihm gebührende Anerkennung seiner Wirksamkeit.“

„Nächst der Gnade des Königs und als nicht genug zu schätzende Bedingung für diese — versetzte mit seiner gewöhnlichen Feinheit Tessin — möchte Cronström nichts auf der Welt lieber sein, als sich im Besitz der Gunst Sr. Excellenz zu wissen. Im entgegesetzten unglücklichen Falle würde er wenig Freude an irgend welchem veränderlichen Glücke haben, das ihm widerführe.“

„In dieser Hinsicht, bester Baron — nahm die Gräfin lächelnd wieder das Wort — bin ich im Stande Sie und Ihren Freund über alle und jede Besorgniß auf das Bestimmteste zu beruhigen. Piper erhält sehr häufig Briefe von Ihrem Freunde und hat mehrere Mal gegen mich geäußert: der König habe au ihm einen sehr eifrigen und fähigen Minister und es wäre zu wünschen, daß die Uebrigen an den andern Höfen eben so thätig sein möchten, dann würde Alles besser gehn. Aber vielleicht schenken Sie mir hierin besseren Glauben, wenn Sie es schwarz auf weiß sehn. Auch damit kann ich Ihnen dienen. (Die Gräfin holt aus ihrem Secretair ein Bund Briefe, welches sie aufknüpft, dann nimmt sie einen der Briefe heraus, dessen Anfang sie rasch und schweigend durchsieht). Hören Sie zum Beispiel, was Piper neulich an mich geschrieben hat (laut lesend:) „Was Herrn Cronström anbelangt, so darf er keine Intriguen zu seiner Desavantage besorgen, so lange er sich mit demselben Eifer und derselben Treue wie bisher dem Dienste Sr. Majestät widmet, und ich

kann ihm dies nicht besser bekräftigen, als dadurch, daß Se. Majestät ihn mit dem Character Ihres Envoyé extraordinaire bei dem französischen Hofe begnadigt hat, und er darf sich meiner Bereitwilligkeit versichert halten, auch fernerhin so viel ich kann sein Bestes zu befördern.“ . . . . Nun, lieber Baron! sind Sie damit zufrieden.“

Tessin ergriff die Hand der Gräfin und führte sie mit ehrfurchtsvoller Gebehrde an seine Lippen.

„Wie unaussprechlich glücklich wäre nicht mein Freund, wenn Ew. Gnaden gestatteten, daß die Gunst, welche er sich bei Ew. Excellenzien erworben auch auf eine dritte Person unter Ihren nahen Verwandten gedeutet werden könnte, wenn Fräulein Törnflycht ihn würdigte . . .“

„Verzeihen Sie, lieber Baron, wenn ich Ihnen ins Wort falle — unterbrach ihn hier die Gräfin Piper ernsthaft und mit mehr Würde in ihrer Haltung, als sie sonst dem Oberintendanten gegenüber zu beobachten pflegte — das ist ein thörichter und nutzloser Gedanke, den man sich am besten je eher je lieber aus dem Sinn schlägt. Sie kennen einander nicht und eine so ungleiche, um nicht zu sagen lächerliche Verbindung, könnte keinem von Beiden zum Glück gereichen. Auch ist meine Schwester zu jung, um mit ihrer Wahl eilen zu dürfen, und aufrichtig gesagt, würde es mir ein großes Opfer sein, wenn ich sie, für die ich fast die Liebe einer Mutter hege, aus meinem Familienkreise entfernt und weit in das Ausland versetzt sehn sollte.“

„Cronström — wandte Tessin ein — würde

vielleicht noch zufriedener sein, wenn er in eine passende Stelle im Vaterlande selbst zurückberufen würde. Seine erprobte Tüchtigkeit, sein bisher an den Tag gelegter Diensteifer möchten eine solche Versetzung leicht machen, sofern sie nur mit den Absichten Sr. Excellenz des Herrn Grafen Piper übereinstimmte und von ihm begünstigt würde, wozu Ew. Gnaden Fürwort mehr als sonst Etwas beitragen dürfte. Cronström's sehr bedeutendes Vermögen, seine Ordentlichkeit in seinem Hauswesen sind Bürge für ein anständiges und angenehmes Leben und dafür, daß er dasjenige nicht anzugreifen braucht, was ihm seine Frau zubringt. Auch sind seine Familienverbindungen keineswegs zu verachten: Se. Excellenz der verstorbene Kön. Rath Graf Lindschöld war einer seiner Schwäger."

"An diesem allem zweifle ich nicht — erwiederte Frau Piper — aber der Herr Baron übergeht zwei wesentliche Umstände, und eben diese sind es, welche hier entscheiden; einmal, daß Envoyé Cronström und meine Schwester sich nie sahen, dann, daß er bereits so vorgerückten Alters und sie so jung ist, daß sich schwer glauben läßt, sie würden nach gemachter Bekanntschaft sich gegenseitig gefallen. Ich fordre es daher als einen Beweis Ihrer Freundschaft, daß Sie diesen Gegenstand als nie berührt ansehn und auch niemals mehr davon sprechen."

"Geruhen Ew. Gnaden überzeugt zu sein, daß ich mir dies ein für alle Mal gesagt sein lasse — versetzte Tessin — aber vergönnen Sie mir noch für einige Augenblicke Gehör, nicht um weiter auf etwas zu drin-

gen, was bereits zurückgewiesen worden ist, sondern um meinen Freund wegen der kühnen Gedanken, die er hegte, zu entschuldigen. In seinem Alter ist es die Klugheit, nicht die Leidenschaft, welche die Wahl bestimmt, und so war es natürlich, daß er vor Allem seinen Sinn auf die Verbindung mit einem Hause richtete, das seine persönliche Verehrung mit der allgemeinen vereinigt. Sollte er dadurch das Mißfallen derer sich zugezogen haben, auf deren Gunst er fast ausschließlich seine Hoffnungen gebaut hat, so wäre das ein Unglück, aber kein Fehler von seiner Seite, wenigstens ein unabsichtlicher, und Se. Excellenz und die Frau Gräfin sind zu hochgesinnt und edelmüthig, um ihn dafür zu strafen . . .“

„Im Gegentheil — fiel die Gräfin hierbei ein — Herrn Cronström's gute Absicht schätze ich so hoch, wie sie es verdient und es wird ebenso unsre Pflicht, wie unser Vergnügen sein, sein Bestes künftig noch mehr zu befördern. Indeß ist es für alle Theile am gerathensten, diese ganze Sache als eine nie zur Sprache gebrachte zu betrachten und was mich betrifft, werde ich sie so geheim halten, daß ich sie auch nicht einmal meinem eigenen Manne anvertraue . . . Doch jetzt zu etwas Anderem! Binnen Kurzem werde ich im Stande sein, persönlich an Ort und Stelle Ihre und Ihres Freundes Angelegenheiten zu besorgen, denn ich gedenke in der nächsten Woche eine Reise nach dem Hauptquartier anzutreten.“

„Nach dem Hauptquartier! — wiederholte in höchster Ueberraschung Tessin — Ew. Gnaden sollten eine so weite und gefährliche Reise wagen?“

„Ja lieber Baron! — versetzte die Gräfin — es ist eine abgemachte Sache, über die ich mit Piper mich geeinigt habe, seitdem das Kriegsheer die Winterquartiere bezogen hat. Aber lassen Sie diese Sache noch einige Tage unter uns, denn ich sehe voraus, von dem Augenblicke an, wo meine Reise bekannt wird, wird man mich von allen Seiten mit Aufträgen an Se. Majestät und meinen Mann bestürmen.“

Um dem Leser einen flüchtigen Begriff von dem Einflusse und Glanze des Piperschen Ehepaars zu geben, wollen wir hier einzelne Züge aus den beiden Besuchen der Gräfin bei ihrem Mann in Carl's XII. Hauptquartier in den Jahren 1705 und 1707 zusammenstellen.

In dem biographischen Lexicon berühmter schwedischer Männer (Band 11 Heft 2 Seite 234) heißt es: „Zweimal besuchte die Gräfin Piper ihren Mann und auf jeder dieser Reisen hatte sie eine ihrer Schwestern mit sich. Zu diesen fanden sich sogleich Generale als Freier und Könige waren Hochzeitsgäste. Inga Törnflycht reichte ihre Hand dem General-Lieutenant Arvid Horn (1705) und Anna Maria Törnflycht dem General J. A. Meyerfeldt (1707).“

Diese beiden Generale wurden noch zu Lebzeiten ihrer Gemahlinnen Königliche Räthe (später Reichsräthe) und beide gingen, nachdem sie Wittwer geworden waren, neue Ehebündnisse ein. Inga Törnflycht war Wittwe des Vice-Präsidenten Bromeen in Svea

Hofgericht, als sie sich mit Horn vermählte. Carl XII. berichtete diese Neuigkeit seiner Schwester mit folgenden Worten: „Vor 14 Tagen haben wir hier die Hochzeit von Arwed Horn und der Schwägerin des Grafen Piper gefeiert. Der König von Polen und seine Gemahlin und Mutter waren mit auf der Hochzeit; hernach reisten sie wieder ab, aber dem Bräutigam ging es schlecht: er war sehr krank auf der Hochzeit, so daß er kaum im Brautstuhl stehn konnte und bettlägerig und noch krank von der Reise ist, aber er fängt wieder an besser zu werden.“

Dies war Horn's zweite Ehe. Seine erste Frau war eine Tochter des Königlichen Raths Ehrenstéen und nachdem auch Inga Törnflycht gestorben, vermählte er sich zum dritten Mal mit der Tochter des Königlichen Raths und Feldmarschalls Grafen Gyllenstjerna

Auf Meyerfeldt's Hochzeit mit Anna Maria Törnflycht, bei welcher die Könige Carl und Stanislaus und mehrere fremde Prinzen anwesend waren, tanzte Carl XII. selbst mit der Braut: eine Auszeichnung, deren sich keine Andere hat rühmen können, nachdem Carl in den Krieg gezogen war.

Wie wenig aber bedeuteten die Ehrenbezeugungen, die man den Schwestern der Gräfin Piper erwies, gegen diejenigen, mit welchen diese selbst überhäuft wurde. Bis einige Meilen vom Hauptquartier fuhr ihr Mann mit dem Prinzen von Würtemberg und dem General Wellingk ihr entgegen. Am Tage darauf empfing sie der König Stanislaus und führte sie auf eins

seiner Schlösser, wo sich die Königin von Polen befand, und wo Frau Piper auf das Prächtigste bewirthet wurde. Dann begab sie sich sogleich nach Rawicz (dem Hauptquartiere), wo sie am folgenden Morgen zwischen 7 und 8 Uhr als sie noch im Morgenkleide war, der König Carl XII. mit seinem Besuche überraschte. Alle mögliche Ehre ward ihr erwiesen und bei der Hochzeitsmahlzeit erhielt sie ihren Platz zwischen den beiden Königen Carl und Stanislaus.

Der dritte König jedoch — August II. von Polen — legte niemals Werth auf ritterliche Denkweise und ritterliches Benehmen. Als kleines Vorspiel zu der schändlichen Niederträchtigkeit, welche, so lange es Geschichtsbücher giebt, sein Andenken befleckt, da er nehmlich der nicht minder verabscheuungswürdigen Rachbegierde Carl's seinen eigenen früheren General und damaligen russischen Gesandten Patkull überlieferte, stellte August der Gräfin Piper einen offenen Paß aus, sandte aber insgeheim an verschiedene Orte Bewaffnete, um ihr aufzulauern, sie zu ergreifen und gefangenzunehmen. Diese hinterlistigen Maasregeln konnten jedoch nicht so geheim gehalten werden, daß sie jeder Aufmerksamkeit entgingen und die Gräfin, von zuverlässiger Seite zeitig gewarnt, vermied durch Schlauheit, Wachsamkeit und Umwege die ihr gelegte Schlinge.

Keiner regierenden Königin ist jemals mehr geschmeichelt und gehuldigt worden, als der Gräfin Piper bei ihrer Rückkehr aus dem Hauptquartier nach der Hauptstadt Stockholm. In den ersten drei Tagen ließ man ihr kaum Zeit an ihre wichtigsten Privatangelegen-

heiten zu denken. Die Menge der Besuchenden war so groß und andauernd, daß sie nicht einen einzigen Augenblick für ihre Vertrautesten stehlen konnte, vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ihr Haus von fremden Wagen, oft bis zu zwanzig an der Zahl, belagert.

Eine noch größere Gefahr als diejenige, welche sie bei ihrer Rückreise im Jahre 1705 umgab, drohte ihr auf der Hinreise im Jahre 1707. Ihr Wagen warf in der Nähe eines Abgrunds um, und sie war nahe daran, ihr Grab in einem vorbeibrausenden Strome zu finden. Doch das Glück verließ sie nicht. Sie wurde aus der über sie schwebenden Lebensgefahr errettet und gelangte sodann ohne fernere Schwierigkeiten in das schwedische Hauptquartier, welches damals nach Alt-Ranstadt verlegt war, einem adlichen Gute anderthalb Meilen von Leipzig, auf welchem Gustav Adolph der Große vor der Schlacht bei Lützen gewohnt hatte und wo Carl und August am 1. September des vorhergegangenen Jahrs (1706) jenen bekannten Frieden schlossen, durch welchen die polnische Krone von dem Haupte August's auf das von Stanislaus versetzt ward.

So lange das Glück die schwedischen Waffen begünstigte, ging es in dem schwedischen Lager sehr munter zu. Die Hochzeiten der Generale Horn und Meyerfeldt waren nicht die einzigen, welche gefeiert wurden, und auch nicht die einzigen, welche die Gegenwart zweier Könige ehrte. In dem Jahre zwischen den beiden, in welchen die Gräfin Piper ihren Mann besuchte, vermählte der Königl. Rath und Oberstatthalter Graf

Knut Posse seine Tochter Hedwig Ulrice mit dem Kapitain Rosenstjerna und auch bei dieser Hochzeit waren Carl XII. und Stanislaus anwesend.

Der wenig scharfsinnige schwedische Monarch bildete sich ein, Alles gewonnen zu haben, sobald es ihm nur geglückt sei, einen Thronwechsel in Polen herbeizuführen. Mit dieser Hoffnung täuschte er sich und sein blutendes Vaterland mehrere Jahre hindurch, bis er endlich jenes für alles Andre als seine persönliche Eitelkeit nutzlose Ziel erreichte. Und als er es erreicht hatte, als Carl's Candidat von den ausländischen Mächten anerkannt wurde, schmeichelte man sich allen Ernstes selbst in Schweden mit der trügerischen Hoffnung auf die schnelle Beendigung eines Krieges, der schon in der Periode der Siege dieses arme Land ins Elend gestürzt hatte.

Kurz nach dem Abschlusse des Friedens von Altranstadt war es, wo die Gräfin Piper ihrem Manne und zwar in dem dort noch befindlichen schwedischen Hauptquartiere den zweiten Besuch abstattete. Gerade während ihrer Anwesenheit wurden jene diplomatischen Ränke, und wie allgemein behauptet wird, durch sie oder wenigstens in ihrer Nähe geschmiedet, welche den gehofften Frieden vernichteten.

Das schwedische Hauptquartier war im Anfange des Jahres 1707 einer der wichtigsten und glänzendsten Punkte in Europa. Königl. Feldherrn, fremde Gesandte, Reisende beiderlei Geschlechts nahmen jeden Augenblick die Aufmerksamkeit in Anspruch, während die Waffen . . . . bis auf Weiteres ruhten. Unter den aus-

ländischen Ministern sah man dort den Franzosen Benseval, den Engländer Robinson mit seiner Gemahlin, den Römisch Kaiserlichen Gesandten Grafen Zinzendorf, den Holsteiner Baron Görtz u. s. w., der Polen und Sachsen von hohem Range nicht zu gedenken. Eine solche Versammlung schien zur Erhaltung des Glanzes und der Festlichkeiten sowie zur Betreibung der Unterhandlungen hinreichen zu dürfen. Doch am dritten Ostertage (den 17. April) wurde man nicht wenig durch die Nachricht überrascht, daß der großbrittannische Ambassadeur in Holland und General en chef, der Herzog von Malborough in der Gegend von Alt-Ranstadt angelangt sei, und seinen Aufenthalt auf dem Salzwerke bei dem Dorfe Kotschau genommen habe. Nach der Hochmesse am Tage darauf fand sich derselbe im schwedischen Hauptquartiere ein und erbat sich von König Carl eine Audienz, die dieser auch nach Beendigung des Gottesdienstes gewährte. Malborough wurde in das Privatgemach des Königs eingelassen, wo die Audienz bis zur Mittagstafel dauerte. Carl ging dann voran in den Eßsaal. Ihm folgten der Herzog nnd die übrigen sieben Personen, welche zur Königlichen Tafel, die neun Gedecke zählte, befohlen waren. Ihre Plätze hatten sie in folgender Ordnung.

Am obersten Ende der Tafel saß Carl XII. allein, ihm zur Rechten an der andern Seite des Tisches der Herzog von Malborough, diesem gerade gegenüber dem Könige zur Linken der Königl. Rath Graf Piper. Des Herzogs nächster Nachbar war der Königl. Rath Graf Wellingk, der nächste Nachbar Piper's der

Königl. Rath und Oberstatthalter Graf Posse; neben dem Grafen Wellingk saß Baron Görtz und neben dem Grafen Posse der Graf von der Nath. Den letzten Platz auf der rechten Seite nahm der Generalmajor Baron Lagerkrona und auf der linken Seite Graf Roose ein. Dem König grade gegenüber am unteren Ende des Tisches stand der Hofjunker Adlerfelt und legte vor. Dem Monarchen wurde von dem Kammerherrn Klingenstjerna und dem Herzoge von dem Hofjunker Cronmark noch besonders aufgewartet. Wiewohl die Tafel üppiger war und länger dauerte als gewöhnlich, so war sie dessen ungeachtet nicht angenehmer. Der König schwieg, und von den übrigen Gästen wagte außer Malborough, der häufig, jedoch leise sich mit Wellingk auf französisch unterhielt, keiner die hergebrachte Sitte des Schweigens zu brechen.

Nach beendigter Tafel folgte der Herzog dem Könige in dessen Cabinet, wo sie eine zweistündige Unterredung unter vier Augen hatten.

Statt des Läutens mit Glocken wurde im schwedischen Lager das Zeichen zum Gottesdienste durch dreimalige Paukenschläge und durch dreimalige Trompetenstöße gegeben. So geschah es auch jetzt zum Abendgebete. Aber die Unterhaltung drinnen im Cabinet war so lebhaft und wichtig, daß der König wider seine Gewohnheit damit zögerte in die Kirche zu gehn. Erst als Malborough sich empfohlen hatte, begab er sich dahin, gefolgt von Piper, Hermelin und mehreren anderen Militair- und Civilpersonen.

König August war inzwischen mit einem kleinen

Gefolge in Leipzig angelangt nnd hatte in dem sogenannten Appelmannschen Garten seine Wohnung genommen. Ein seltsames Verhältniß gegenseitiger Aufmerksamkeit und scheinbarer Freundschaft zeigte sich zwischen dem abgesetzten Monarchen und dem Könige, der ihn abgesetzt hatte, von der Stunde an, wo der Erstere die Krone abtrat. Bei dem verschiedenen Character beider Fürsten läßt sich nicht bezweifeln, daß Carl es eben so aufrichtig, wie August falsch meinte. Carl hatte daher kaum dessen Ankunft in seiner Nähe erfahren, als er am Tage nach Malborough's Empfange nach Leipzig reiste, um König August zu besuchen. Carl's Historiograph, Nordberg, beschreibt diese Zusammenkunft sehr rührend. „Als — so heißt es bei ihm — August erfuhr, daß Carl angelangt sei, eilte er seinem hohen Gaste entgegen, kam aber nicht weiter als auf den Flur und zur obersten Treppe. Dort trafen sich die beiden Fürsten, begrüßten und umarmten einander mit einer Zärtlichkeit, die alle Anwesenden rührte, so daß Viele aus dem beiderseitigen Gefolge mit Thränen in den Augen ihre Freude über das wieder hergestellte freundschaftliche Verhältniß zwischen zwei so nah verwandten Vettern bezeigten.“ Zwei Stunden blieben die beiden Majestäten zusammen, dann reiste Carl nach seinem Hauptquartier zurück.

Kaum hatte er Leipzig verlassen, so traf Malborough dort ein, um August seine Aufwartung zu machen, und nachdem dies geschehn, begab sich Malborough nach Guntersdorf wo der Graf Piper mit der schwedischen Feldcanzlei sich aufhielt. Das Diner, welches

Piper bei dieser Gelegenheit seinem berühmten Gaste gab, war in gleichem Maaße verschwenderischer und gesprächiger, als das frühere des Königs, obwohl, das Schweigen abgerechnet, die Etikette fast dieselbe bei dem ersten Minister wie bei dessen Monarchen war. Am oberen Ende der Tafel saß Se. Durchlaucht der Herzog von Malborough allein. Ihm zunächst zur Rechten die Gräfin Piper und dieser gegenüber zu seiner linken Seite Frau Robinson. Der nächste Nachbar der Gräfin Piper war der Kaiserliche Gesandte Graf Zinzendorf, und der von Frau Robinson der Ober-Marschall König August's Graf von Pflug. Neben Zinzendorf saß der englische Gesandte Robinson und neben Pflug Fräulein Törnflycht. Robinson zunächst hatte der Wirth Piper seinen Platz, und Fräulein Törnflycht zunächst der Holsteinsche Gesandte Baron Görtz, der wieder auf seiner andern Seite Fräulein Piper zur Nachbarin hatte. Am untersten Ende der Tafel dem Herzoge grade gegenüber stand der Secretair Klinkowström und legte vor. Nach beendigter Tafel begaben sich Malborough, Piper, Görtz und Robinson in ein abgesondertes Zimmer, wo sie bis spät am Abend berathschlagten. Schließlich stattete Malborough dem Feldmarschall Grafen Renskjöld seinen Besuch ab und nahm bei ihm des Abendessen ein.

Am folgenden Tage machte König August in Begleitung einiger seiner Generale und Kammerherrn dem Könige von Schweden in dessen Hauptquartier seinen Gegenbesuch. Beide Fürsten unterhielten sich allein, bis die Tafel angerichtet war, wovon der Kammerherr Klin-

genstjerna Meldung machte. Die Majestäten begaben sich hierauf in den Eßsaal, wobei August voranging, und saßen beide nebeneinander an dem obersten Ende der Tafel, der fremde König zur Rechten. Dem König August zunächst hatte der Prinz von Mecklenburg seinen Platz, und neben König Carl der Obermarschall Graf Pflug, neben dem Prinzen von Mecklenburg saß der Feldmarschall Oglevj und neben Pflug der Feldmarschall Graf Rehnskjöld. Der Nachbar von Oglevj war General Röbell und von Rhenskjöld der Oberstallmeister Vitsdum. Neben Röbell saß General Wackerbarth und neben Vitsdum der Kapitänlieutenant Langotsky. Am untersten Ende der Tafel den Königen gegenüber stand der Hofjunker Cronmark und legte vor. Die Kammerherren Klingenstjerna und Guntersberg warteten den Majestäten auf.

Dem lebensfrohen August mag man es nicht verdenken, wenn er diese Mahlzeit, welche eine volle Stunde unter dem, an Carl's Tafel sich von selbst verstehenden ununterbrochenen Stillschweigen dauerte, über die Maaßen langweilig fand. Auch empfahl er sich bald nach beendigter Tafel seinem erhabenen Wirthe, stieg zu Pferde und ritt nach Leipzig. Carl, von Rhenskjöld, mehreren Generalen und anderen Personeu gefolgt, begleitete ihn bis zur Hälfte des Wegs, wo sich die beiden Könige umarmten und Carl in sein Hauptquartier zurückkehrte.

Gleich nach seiner Zurückkunft stellte sich der Herzog von Malborough ein, um Abschied zu nehmen, und

um sich im weiteren Verlaufe des Abends in gleicher Absicht zum König August nach Leipzig zu begeben, von wo er, einer Einladung des Königs von Preußen folgend, über Düben nach Berlin reiste.

Noch an demseben Abend empfing das schwedische Hauptquartier den Besuch eines dritten Königs — Stanislaus — in dessen Gefolge sich der litthauische Marschall Graf Sapieha und der Generalmajor Schmigelski nebst mehreren anderen Polen befanden, welche sämmtlich zur Abendtafel bei dem schwedischeu Monarchen blieben.

Am 20. April reiste König August von Leipzig nach Dresden zurück. Wahrscheinlich hatte sein Aufenthalt in Leipzig mehr den Zweck, ohne Aufsehn mit Malborough zusammenzukommen und sich berathen zu können, als mit Carl einen Besuch zu wechseln.

Was wir bisher anführten, betraf nur die Außenseite der Zusammenkunft des Piperschen Ehepaars in Alt-Ranstadt. Wir wollen jetzt um so lieber einige innere Bezüge dabei ins Auge fassen, als sie einerseits den bestimmten Einfluß Piper's und seiner Gemahlin auf die Politik Carl's XII. und folglich auf das Schicksal Schwedens an den Tag legen, anderer Seits wir im Stande sind und somit uns für schuldig halten, das Andenken der beiden Ehegatten vou einem Schatten zu befreien, der ungerechter Weise auf ihm lastet. Ohnehin bleibt noch Schatten genug übrig, den Piperschen Reichthum in ein Licht zu setzen, das nicht den Ganzpunkt der Allmacht der Günstlinge ausmacht.

In der deutschen Uebersetzung von Voltaire's Geschichte Carl's XII. finden wir angegeben, der schwedische Gesandte im Haag habe einen Paß für ein Silberservice von 20,000 Thlr. an Werth von Paris verlangt, von dem man vermuthete, daß es zu Bestechungen bestimmt war. Doctor Nordberg versichert, er habe während des Grafen Krankheit 1712 in Moskau dem Grafen dies im Beichtstuhle vorgehalten, der Graf aber habe erwiedert, daß es erdichtet sei.

So verhält es sich auch in der That. Gleich nach der plötzlichen Erhöhung zu den höchsten Staatswürden fand Piper, daß es zur Sache gehöre, von Silber sowohl selbst zu speisen als seine Gäste zu bewirthen. Er gab Tessin den Auftrag, durch Cronström in Paris ein Silberservice anfertigen zu lassen, dessen Werth anfänglich auf einige Tausend Reichsthaler bestimmt war. Vor Allem wurde Verschwiegenheit anbefohlen, um so viel als möglich die Erregung von Neid zn vermeiden. Die eigentliche Bestellung erfolgte 1703, das Service langte indeß nicht früher als 1705 in Schweden an. Die durch die Kriegsunruhen häufig unterbrochenen, immer aber schwierigen Gelegenheiten verursachten diese Verzögerung.

Dagegen ist es bekannt und nicht widerlegt, daß Malborough von seiner Monarchin 100,000 Pfund Sterling erhielt, um Piper zu erkaufen — von welcher Summe der berühmte, auch durch seinen Geiz berüchtigte Feldherr und Staatsmann nur 50,000 Pfund verwandte, die andre Hälfte aber in seine eigene Tasche steckte — daß ferner Gräfin Piper einen Diamantring

von 2000 Reichsthaler an Werth von Malborough geschenkt bekam, und daß der Kaiser an Piper ein „mittelmäßiges" Geschenk verehrte.

Wir sind im Stande aus einem Briefe Tessin's an Cronström vom 21. September 1707 hinzuzufügen, daß die Gräfin Piper an dem Hofe in Berlin mit einem Armbande, auf 8000 Reichsthaler abgeschätzt, beschenkt wurde, welches der König von Preußen in eigener Person ihr verehrte, als er ihr seine Edelsteine zeigte.

Zweites Kapitel.

Vor den Treppen, die zu dem Platz vor dem Königshause führten, hielt ein offener Schlitten mit zwei Sitzen. Auf dem vordersten saßen zwei Herrn in Wolfspelze eingehüllt, auf dem hinteren Sitze ein Bedienter im Livréemantel, und der Postillon. Außerdem war der Schlitten bepackt mit Mantelsäcken, einer Reisechatoulle und einem Flaschenfutter.

Es war am Morgen des Weihnachttags 1701, die Uhr schlug sechs und es würde so finster gewesen sein, wie in der tiefsten Nacht, hätte nicht die reich erleuchtete Ritterholmskirche, in welcher der Orgel brausende Töne, von dem Klange der Pauken und Trompeten begleitet in die Jubelgesänge der Gemeinde einstimmten, einen hellen Schein verbreitet. Die auf dem oberen Platze vor dem Palaste langsam auf und ab wandernden Schildwachen schenkten der Ankunft der Reisenden nur eine flüchtige Aufmerksamkeit und als der Eine von ihnen den Wolfpelz von sich ab und in den Wagen warf und in Soldatentracht die Treppen hinauf eilte, so ließen sie ihn, als er im Vorbeigehn die Worte sagte: „Eilbote

aus dem Hauptquartier des Königs" ungehindert seinen Gang nach dem Innern des Palastes fortsetzen.

Hier zeigte er sich ziemlich heimisch und ging grades Wegs auf die Zimmer zu, welche die Herzogin von Holstein bewohnte. Die äußeren standen leer; keiner von der Dienerschaft war zu sehn; erst im Schlafgemache traf er ein junges Mädchen, mit Aufräumen beschäftigt.

Bei ihrem Anblick blieb er stehen, und verschlang sie mehr als daß er sie betrachtet hätte; einige Minuten schien er sich zu besinnen, dann nachdem er rings umher forschende Blicke geworfen, rief er aus: "Wer bist Du, schönes Kind, woher kommst Du, und was treibst Du hier?"

Von der Anwesenheit des Fremden eben so sehr wie von der Sicherheit in seinem Ton und Wesen überrascht, machte das Mädchen eine Bewegung des Erstaunens, meinte, daß vielmehr sie das Recht habe derartige Fragen an ihn zu stellen und verlangte von ihm, unverweilt das Zimmer zu verlassen, um sowohl sich selbst wie der Dienerschaft, welche ihn in die Zimmer Ihrer Königl. Hoheit eingelassen hätten, Ungelegenheiten zu ersparen.

"Und wo ist die Herzogin?" fiel der Fremde ihr eifrig in die Rede

"In der Weihnachtsmesse mit Ihrer Majestät und der Prinzeß Ulrice", war die Antwort.

"Um so viel besser — versetzte der Fremde und rieb sich lachend die Hände — dann sind wir ein gutes Weilchen sicher und nun mußt Du mir augenblicklich meine vorhin gethanen Fragen beantworten."

"Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, entweder Sie

entfernen sich sogleich oder ich rufe nach der Dienerschaft," sagte mit ernstem Blick und Ton das Mädchen.

"Bei meiner Ehre, das wäre die Stimme des Rufenden in der Wüste — lachte der Fremde. — Die gute Herzogin scheint allein den Engeln zur Bewachung anvertraut zu sein, denn außer uns Beiden giebt es kein einziges lebendes Wesen in diesem Theile des Palastes."

"Hätte nicht Ihre Königliche Hoheit bei ihrer Ungnade allen ihren Dienern, hohen und geringen, verboten, über Einander Klage zu führen, Sie könnten sich darauf verlassen, daß ich die Säumigen anzeigen würde, wenn die Herzogin aus der Kirche kommt," versicherte das Mädchen.

"Aha! also zum Hofstaat der Herzogin gehörst Du, wie ich merke, schönes Kind," rief der Fremde.

"Sofern die Kammerfrauen auch dazu gerechnet werden, ja! — versetzte das Mädchen. — Kind aber verbitte ich mir mich zu nennen, denn ich bin schon volle 25 Jahr."

Der Fremde sprang hinzu, umfaßte mit der einen Hand den Leib der Kammerfrau, und hielt ihr mit der andern den Mund zu, während er lachend sagte: Still! das sind Geheimnisse, von denen ein Mädchen niemals spricht, zumal wenn sie sich wie Du noch einige Jahre für höchstens 20 ausgeben kann."

Mit Heftigkeit machte sich das Mädchen von dem Arme des Fremden los, schob seine Hand von ihrem Munde fort und erhob ein Angstgeschrei. In demselben Augenblicke öffnete sich eine Tapetenthür und eine dritte

Person trat ins Zimmer. Diese und der Fremde, waren als sie einander erblickten, fast versteinert, endlich riefen Beide in höchstem Erstaunen: „Pincier!“ — — — „Ew. Hoheit!“

Bestürzung malte sich in den Gesichtszügen der Kammerfrau, Verdruß in denen des Herzogs und eine gewisse Verlegenheit in denen des Geheimeraths. Nachdem dieser stumme Auftritt einige Secunden gewährt hatte, brach Pincier das Stillschweigen, indem er dem Herzog zu seiner unerwarteten Ankunft Glück wünschte und seine Freude darüber, nicht nur seiner Person wegen sondern noch vielmehr um des Herzogthums willen ausdrückte, in dessen verwickelten Angelegenheiten er nach Stockholm gereist sei, um der Werkstatt der Ereignisse so viel näher zu sein.

„Sicherlich in derselben löblichen Absicht hat sich mein Muster von Geheimerath auch zu dieser Tagszeit in das Zimmer neben dem Schlafgemach der Herzogin geschlichen, um ein recht nettes junges Ding zu zerstreuen, das allein gelassen, vergehen könnte,“ unterbrach ihn mit höhnischem Lächeln der Herzog.

„Ew. Hoheit scherzhafte Laune gewährt frohere Aussichten in die politischen Verhältnisse, als man in Holstein und hier zu hoffen wagte — erwiederte Pincier. — Eine kostbare Wohlthat der Vorsehung ist es, ein Glück im Unglück, daß die Stimmung Ew. Hoheit von der düsteren Miene der Zeiten nicht niedergedrückt wird.“

„Ein Glück im Unglück ist's — spottete der Herzog nach — daß die Nachtwachen und die Anstrengungen in meinem Dienste die Rosen auf den Wangen meines

hochweisen Geheimen Raths nicht gebleicht haben, daß sein Unterkinn in guter Verfassung geblieben ist und daß kein Domprobst in meinem Herzogthume sich eines Magens von demselben Umfange wie der seinige rühmen kann.“

„Allem, womit Ew. Hoheit sich auf Kosten meiner geringen Person lustig zu machen belieben, unterwerfe ich mich ohne Murren — äußerte nicht ohne Schärfe im Ton Pincier — hat indeß dieser Zeitvertreib seinen Reiz verloren, und findet mein gnädigster Herr für gut mir anzubefehlen, Mittheilungen über den Zustand im Herzogthume zu geben, so dürften Ew. Hoheit gestatten, daß dies unter vier Augen geschehe.“

Mit einem spöttischen Zug um den Mund, warf der Herzog einige Sekunden musternde Blicke bald auf den Geheime-Rath, bald auf die Kammerfrau. „Der alte Heuchler — nahm er sodann das Wort — hat sich zweifelsohne nur um ihretwillen hier eingefunden, und nun ihm meine Ankunft einen Strich durch die Rechnung macht, will er seinen Schatz in Sicherheit bringen. Doch auch dies feine Gewebe will ich zerreissen ... Entfernen Sie sich sogleich, Herr Geheimerath! Ich befehle es. Und Du, schönes Kind, bleibst hier. Du sollst mir bis auf die geringsten Kleinigkeiten über Alles Rede stehn, was meine Gemahlin betrifft.“

Die Kammerfrau war bis dahin eine stumme aber aufmerksame Zuhörerin bei dem Gespräch zwischen dem Herzog und seinem Minister gewesen. Jetzt aber deutete sie auf das Fenster, wo sich ein heller Fackelschein von der Straße her zeigte. Die Ankunft Ihrer Königl.

Hoheit — versetzte sie mit einer tiefen Verneigung gegen den Herzog — dürfte jedes Weitere von meiner Seite unnöthig machen.“

„Ihre Königl. Hoheit würden es vermuthlich übel aufnehmen, wenn sie mich hier so früh unangemeldet in ihrem Zimmer träfen. Ew. Hoheit dürften mir daher erlauben, mich sogleich zu entfernen.“

Mit diesen Worten machte Pincier dem Herzoge eine tiefe Verbeugung und entfernte sich durch die Hinterthür.

Der Herzog biß sich in die Lippen und schielte überrascht und verdrießlich bald nach dem Minister, bald nach der Kammerfrau. „Eine verabredete Zusammenkunft, das ist klar,“ brummte er zwischen den Zähnen. Nach kurzem Besinnen sagte er dann mit lauter Stimme und in befehlendem Tone zu der Kammerfrau: Geht Eurer Wege, ich will unter vier Augen mit meiner Gemahlin sprechen.“

Die Kammerfrau ließ sich diesen Befehl nicht zweimal geben. Und es war eine glückliche Fügung, denn nun konnte sie im Vorzimmer die Herzogin auf den unverhofften Besuch vorbereiten. Die Freude der Ueberraschung hätte sonst ihrer Gesundheit schädlich sein können.

Der Leser stellt sich, auch ohne unsre Beschreibung dies Wiedersehn vor. Eben so wenig Verstellung lag in Friedrich's wie in Hedwig's Freude; trotz seines Leichtsinns war jener ihr aufrichtig zugethan, und seine Verirrungen waren nur Einfälle, die der Augenblick erzeugte und die mit dem Augenblicke wieder zerstoben.

In demselben Momente, wo die Kammerfrau die Thüre hinter sich schloß, hatte sie der Herzog über seiner Gemahlin vergessen, zu der er stets zurückkehrte, wenn er sich schnell an anderen Gegenständen ermüdet hatte, oder seine Pläne mißglückt waren.

Am ersten Tage wollten die Zärtlichkeiten, die Fragen über die vom Gemahl und Bruder überstandenen Gefahr en, die eindringlichen Bitten, sich diesen künftighin weniger auszusetzen, kein Ende nehmen. Aber ein Versprechen in letzterer Beziehung weigerte sich der Herzog zu geben. „Wenn die Ehre ruft — so meinte er — muß alles Andere weichen.“ Doch suchte er sie zu trösten, da sie schon so oft unversehrt den Schwerdtern und Kugeln entgangen, brauche man sich künftig nicht mehr als bisher vor ihnen zu fürchten.

Mit thränenden Augen schlang die Herzogin ihre Arme um den Hals des Herzogs, drückte ihn krampfhaft an ihre Brust — und seufzte.

Die Nachricht von der Ankunft des Herzogs hatte sich inzwischen im Palaste verbreitet. Die verwittwete Königin sandte einen Kammerherrn, um ihn willkommen zu heißen und ihm melden zu lassen, daß sie bereit sei, seinen Besuch zu empfangen, wenn er sich einfinden wolle.

„Folge mir — sagte der Herzog zu seiner Gemahlin, damit ich sogleich meiner Verpflichtung gegen Deine Großmutter nachkomme. Ich weiß sehr gut, die Alte ist eigen: sie wäre im Stande mich wegen eines Verstoßes gegen die Etikette bei meinem großmächtigsten Schwager zu verklagen, und lieber falle ich von einer polnischen Kugel, als daß ich mit ihm Händel bekomme.“

„Doppelt schätze ich Dich für Deine Gesinnung gegen meinen großen Bruder — versetzte die Herzogin, die Bedeutung der Worte des Herzogs nur halb durchdringend. — Aber bevor ich Dich zur Großmutter begleite, mußt Du mir zu Jemand folgen, der ein größeres Anrecht auf Dein liebendes Herz hat.“

Hedwig ergriff Friedrich's Hand und führte ihn in ein anstoßendes Zimmer, wo in einer Wiege die zarte Frucht ihrer Ehe schlummerte.

Die Gefühle Beider in diesem Augenblicke werden weder mit Worten verdollmetscht, noch bedürfen sie der Worte.

Von der Wiege ihres Sohnes begaben sich die beiden fürstlichen Gatten Arm in Arm zur Großmutter, wo sie auch die Prinzeß Ulrice antrafen. Die Freude über das Wiedersehn des Herzogs war so groß, daß man ihn fast mit Umarmungen erdrückte und mit Fragen zu Tod quälte. Niemals wohl war ihm Pincier gelegener gekommen, als jetzt, wo er durch den diensthuenden Kammerherrn der verwittweten Königin anfragen ließ, ob und wann Se. Hoheit ihm in Bezug auf die Holsteinschen Angelegenheiten Gehör zu verstatten geruhen möchten.

„Sogleich! — war die Antwort — sie dulden keinen Aufschub und ein Fürst muß für sein Volk leben.“

Mit Bedauern, aber den Beweggründen des Herzogs beistimmend, sahen die hohen Damen den Herzog sich entfernen. Er eilte nach den für ihn ein für allemal bestimmten Zimmern in dem alten Königshause, wo

Geheimer Rath Pincier jetzt seinen Beherrscher erwartete.

Ohne Pincier's Gruß zu erwiedern, warf sich der Herzog in ein Sopha, schlug sich vor die Stirn, holte tief Athem und schloß mit einem langen und lauten Gähnen.

„Möchten die Beschwerden der Reise auf die Gesundheit meines gnädigen Herrn nicht nachtheilig eingewirkt haben!“ . . .

So begann der Geheime Rath, wurde aber sogleich von dem Herzoge unterbrochen, der heftig äußerte, daß keine Beschwerden auf Reisen und keine Gefahren in Schlachten mit der ermüdenden Langweiligkeit des schwedischen Hofs und der tödtlichen Zuneigung zu vergleichen seien, deren Opfer er hier geworden sei.

„Verdammt! — fügte er hinzu — und unerhört dumm, daß ich nicht bei meinem großmächtigsten Schwager im Winterquartiere blieb. Hier werde ich den langsamen Tod der Langeweile sterben, während dort mir der weniger peinliche und ehrenvollere Tod auf dem Schlachtfelde zu Gebote stand . . .

Was hatte ich auch hier zu thun? Mit meiner Gemahlin hätte ich eine Zusammenkunft in irgend einer amüsanteren Hauptstadt als Stockholm verabreden können. Dann wäre ich wenigstens dem Aerger entgangen, in dem einen Augenblicke zu sehen, wie mein eigner Minister seinen Dienst versäumt und in seinem weit vorgerückten Alter Zeit und Gedanken auf einen sündhaften bis zum Wahnsinn lächerlichen Liebeshandel mit einer Kammerfrau verwendet, und im andern Augenblicke mir

gefallen lassen zu müssen, meine Geduld auf die Folterbank unerträglicher Regierungsgeschäfte zu legen oder mit andern Worten, zu hören, wie schlecht er sie während meiner Abwesenheit verwaltet, vermuthlich als Einleitung zu der Bitte um Decharge und neue Vollmacht."

"Scherzen und schmähen Sie soviel es Ihnen beliebt, gnädiger Herr! — erwiederte Pincier — es ist nichts gegen die Schwere derjenigen Last, welche ich schon seit langen Jahren ohne Murren zu tragen gewohnt bin, dem ich jetzt mich beuge. Aber die Schwierigkeiten für die Verwaltung häufen sich in einem Grade mehr und mehr, daß ich weit davon entfernt, den Auftrag verlängert zu wünschen, mit welchem Ew. Hoheit bis jetzt mich beehrten, vielmehr die höchste Gunst darin erblicken würde, wenn Ew. Hoheit geruhen möchten, mich desselben für die Zukunft zu entheben und Ihr hohes Vertrauen einem Andern zu schenken. Wäre ich Ew. Hoheit weniger auf Tod und Leben ergeben und verpflichtet, keinen Augenblick würde ich schwanken das Amt niederzulegen und mich soweit als möglich von dem Schauplatze der öffentlichen Geschäfte zurückziehen, auf dem in unsren Tagen wenig Ehre, noch weniger Befriedigung, aber desto mehr Anstrengungen, Gefahren und Undank zu erndten sind."

"Ihr würdet aus einem minder hohen Ton blasen, alter Heuchler! — fuhr der Herzog ihn an, wenn Ihr Euch nicht einbildetet, unentbehrlich zu sein, nachdem ich mich nun ein für alle Mal an Euer Fratzengesicht und Eure Jeremiaden gewöhnt habe und wenn Ihr nicht zu gut wüßtet, daß ich noch keinen Nachfolger für Euch mir

herangezogen habe. Hätte ich einen solchen zur Hand, bei meiner Ehre, Ihr solltet auf Euren Abschied nicht zu warten brauchen."

"Baron Görtz" . . . sagte Pincier mit ruhigem Blick und fester Stimme.

"Der Schurke!" — unterbrach ihn aufgebracht der Herzog. — Lieber würde ich Euch den lebenslänglichen Besitz Eures Amtes verleihen. Er wäre im Stande, zehn Herren zu gleicher Zeit zu dienen. Ich will von diesem Schelm nichts mehr hören, merkt Euch das!"

Pincier lächelte fein. "Ew. Hoheit Bannstrahl gegen Görtz ist ein Zeugniß für meine Treue. Die Gewißheit, daß mein gnädiger Herr von dieser überzeugt ist, wird nothwendig erfordert, wenn ich bei der gegenwärtigen schwierigen Lage der Dinge das kitzliche und mühsame Amt zu Ihrer Zufriedenheit und Ihrem Nutzen fortführen soll. Ich unterziehe mich daher der Last, so lange mir Gott die Kraft dazu giebt und so lange meine Bemühungen Ew. Hoheit anstehen."

"Ach, das Alles wußte ich schon lange zur Genüge," rief der Herzog mit höhnischem Lächeln aus. Es geht Euch, wie gefallsüchtigen Weibern, sie beginnen damit, sich wichtig zu machen und enden damit, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Doch gut ist's, daß der Auftritt für diesmal vorüber ist und daß ich nichts mehr von Schwierigkeiten zu hören brauche, die nur in schwachen Köpfen spuken."

"Leider! beruhen diese Schwierigkeiten auf nichts weniger als auf Einbildung — bemerkte mit ernstem Ton und gerunzelter Stirn Pincier. — Die Lang-

wierigkeit des Kriegs und die lange Abwesenheit des fürstlichen Hauses sind die Ursache großer Verwirrung im Herzogthum, und keiner befindet sich dort in einer kitzlicheren Lage als ich, den das Vertrauen Ew. Hoheit an die Spitze der Geschäfte gestellt hat. Entweder muß ich bei Unordnungen durch die Finger sehen und gegen Ungehorsam blind sein, oder ich werde der Tyrannei beschuldigt. Die Entfernung zwischen dem Lager des Königs von Schweden, wo Ew. Hoheit sich aufhalten, und Holstein, macht es in vorkommenden Fällen oft unmöglich, Ew. Hoheit Entscheidung einzuholen und abzuwarten. Zuweilen hat Ihre Königl. Hoheit Befehle zu geben, und da es in Ew. Hoheit Willen und Interesse liegt, daß man den Wünschen der edlen Fürstin jederzeit entgegenzukommen sucht, so werden mündliche Erörterungen nöthig, sobald die Umstände nicht gestatten, sich die Vorschriften Ihrer Königl. Hoheit zur Richtschnur dienen zu lassen. Eben Dinge dieser Art sind es, welche meine Anwesenheit in Stockholm nöthig gemacht haben, und glücklich schätze ich Holstein und mich, diese kostbare und beschwerliche Reise unternommen zu haben, da sie mir ganz unverhofft die Gnade verschafft, Ew. Hoheit persönlich verschiedene wichtige Sachen vortragen zu können."

„Ein ander Mal! ein ander Mal! — fiel der Herzog ein, schon bei dem Gedanken an die langweiligen Regierungsgeschäfte ungeduldig, mit deren umständlicher Auseinandersetzung der Geheime Rath drohte. — Nach der langen und ermüdenden Reise bedarf ich einige Tage der Erholung. Auch wißt Ihr ja von früher, daß wir zur Erhaltung des Ansehns der Regierung es stets bei

den Anordnungen belassen, die Ihr in Unserem Namen getroffen habt . . . sprechen wir also von anderen Dingen. Trotz Eurer Runzeln und Gichtkrämpfe fahrt Ihr fort den Celadon spielen zu wollen, und ich wette, die hübsche Kammerfrau meiner Gemahlin hat wenigstens eben so großen Theil an Eurer Reise hierher, als die Angelegenheiten in meinem Dienste.«

»Wie können Ew. Hoheit in diesen bösen Zeiten scherzen — äußerte mit bekümmerter Miene und kopfschüttelnd Pincier — scherzen, während ganz Holstein vor den Gefahren bebt, welche täglich seinen geliebten Herzog bedrohen, und während Schweden, das Vaterland seiner Herzogin, unter den glänzenden Erfolgen sich beugt und seufzt.«

»Habt Ihr denn allen Verstand ganz und gar verloren? — schrie der Herzog, Pincier erstaunt und unwillig fixirend. — Mein großmächtigster Schwager führt seine Heere von Sieg zu Sieg, erhebt den schwedischen Namen auf den Gipfel des Ruhms, und Ihr behauptet, das Volk seufze?«

»Ja gnädiger Herr! — gab Pincier zur Antwort — und das mit blutendem Herzen. Das Land ist fast entblößt von Menschen und Geld. Aushebungen und Steuern nehmen ohne Ablaß zu, während die Beamten nicht einmal ihr Gehalt bekommen können, und das Land in Ermangelung von Händen, die es bebauen können, unbestellt bleibt. Und das geschieht während der glänzendsten Erfolge auf dem Schlachtfelde. Eine einzige verlorene Schlacht würde die Lage und Stimmung zu einer völlig verzweifelten machen.«

„Halt ein, Unglücksprophet! ich will nichts mehr hören — schrie der Herzog. — Ich bin hierher gekommen, um mich zu zerstreuen, und Ihr versetzt mich statt dessen in die schlechteste Laune. Kämen Eure Jeremiaden zu den Ohren meines großmächtigsten Schwagers, so würden Eure eigenen zu kurz kommen, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Ew. Hoheit würden sowohl dem Könige von Schweden, wie seinem Volke einen unermeßlichen Dienst erweisen, wenn Sie Se. Majestät über die wahre Lage der Sachen in seinem Lande aufklärten — bemerkte der Geheime Rath. — Ja auch für das Herzogthum Holstein ist es von dem höchsten Gewicht, daß der König von Schweden die unverfälschte Wahrheit erfährt; denn bei dem ersten Mißgeschick fällt Dänemark über ihn und uns her, darauf lasse ich meinen Kopf.“

„In der That eine bescheidene Wette — lächelte spöttisch der Herzog — nicht einmal die Scheide meines Schwerdts möchte ich dagegen setzen. In jedem Fall glaube ich, mein Dänischer Vetter hat es noch im frischen Gedächtniß, wie er sich bei dem früheren Angriff gegen mich die Nase verbrannte.“

„Zeiten und Verhältnisse haben sich seitdem wesentlich geändert — versetzte Pincier — und, wenn ich auch denselben guten Willen wie sonst voraussetze, so ist doch Schwedens Vermögen uns zu helfen bedeutend geschwächt worden.“

„Schwedens Macht geschwächt nach dem Siege bei Narwa und dem Uebergang über die Düna! — rief heftig der Herzog aus. — Mein großmächtigster Schwager

ist anerkannt der größte Held seines Zeitalters. Ganz Europa zittert vor seinem Schwerdt und selbst der Papst hat einen seiner dienstbaren schwarzen Geister geschickt, um sich vor ihm zu demüthigen. *) Sogar die Kugeln

*) Der römische Stuhl hatte durch Gustav Wasa's geistliche Reformen und die siegreichen Kämpfe Gustav Adolph's für die Religionsfreiheit auch in Deutschland zu viel verloren, um nicht vor Carl's XII. Schwerdte, nachdem dieser festen Fuß in Polen gefaßt hatte, zu zittern. Clemens XI. suchte ihn daher durch Schmeicheleien und Höflichkeitsbezeugungen für sich zu gewinnen und sandte nach Navodeize, wo sich Carl damals aufhielt, den Dominicaner-Mönch August Levesi, um ihn zu complimentiren. Dies geschah in einer langen, später durch den Druck veröffentlichten Rede vom 11. December 1702, in welcher der Mönch sich weitläuftig über das nahe Verhältniß von Clemens (Albani) zur Königin Christina und über dasjenige, was jener zu deren Andenken gethan habe, ausließ und in weltlicher Beziehung zuletzt den König gewissermaaßen lebendig canonisirte. Die Antwort auf die Rede war höflich aber kurz. Der König versicherte den Papst seiner Freundschaft und seines Dankes für das Wohlwollen, welches den Schweden, die Italien besuchten, bezeigt werde und schloß mit dem Versprechen, nichts in Polen vornehmen zu lassen, was für einen christlichen Fürsten ungeziemend wäre.

Im Zusammenhange hiermit erzählt Nordberg in seiner Geschichte Carl's folgende Unterredung zwischen diesem und Levesi: Der Mönch sagte, der König von Schweden könne den Papst nicht höher verpflichten, als wenn er ihm die Gebeine der heiligen Brigitta verehren oder den Verkauf derselben für eine ansehnliche Summe Geldes gestatten wolle. Se. Majestät, als

haben Ehrfurcht vor seinem Muthe. Es hat ihnen wahrlich nicht an Gelegenheit gefehlt, ihre Schuldigkeit gegen ihn oder mich zu thun.“

„Grade dieser Punkt ist es, wo ich Ew. Hoheit bei Allem, was Ihnen lieb und heilig ist, beschwöre, meinen gutgemeinten Rath nicht zu verschmähen. Erst dann wird Holstein gesichert und stark sein, wenn dessen Herzog in den Besitz noch einer andern Krone gelangt ist und für das Beste seines ursprünglichen Heimathlandes über die Mittel eines größeren Staats verfügen kann.

---

einer andern Confession zugethan, legten keinen Werth darauf, für die römische Kirche aber wären sie ein Heiligthum und ausgezeichneter Schatz. — Carl erwiederte, es sollte ihm lieb sein, wenn er dem Papst mit etwas Anderem dienen könne, aber in diesem könne er ihm nicht zu Willen sein, denn 1) wäre es völlig ungewiß, wo die Gebeine der h. Brigitta sich befänden. Es hieße zwar, sie läge in Wadstena begraben, aber abgesehen davon, daß sich mit gutem Grunde bezweifeln ließe, ob die Grabstätte, welche man jetzt zeige, die richtige sei, wäre es auch unmöglich, ihre Gebeine von denen Anderer zu unterscheiden, welche früher oder später in dasselbe Grab gelegt seien. 2) Hätte man aber auch völlige Gewißheit über das Grab und die Gebeine der h. Brigitta, so hielten es Se. Majestät für eine große Sünde und Gottlosigkeit und für unverträglich mit ihrer Religion und Gewissen, Jemanden in seinem Aberglauben und Irrthum, ein Heiligthum aus alten Knochen zu machen, zu bestärken; deshalb könnten sie in Frieden da liegen, wo sie lägen. 3) Was die Einlösung derselben mit Geld anbelange, so dürfte Levesi anderwärts Reliquien zum Verkaufe finden; aber Se. Majestät sei ein König und kein Kaufmann.

Die tollkühne Verwegenheit des Königs von Schweden und die Gefahren des Kriegs können ein solches Ereigniß früher als man zu berechnen wagt herbeiführen. Aber wenn Sie die Frucht davon erndten wollen, müssen Ew. Hoheit sich hier zu Lande beliebt machen und außerdem Ihre Person so viel als möglich schonen.“

„Wie? — donnerte hitzig der Herzog — ich sollte sehn, wie mein Schwager den Gefahren trotzt, sich mitten in sie hineinstürzt und mich selbst feige davon entfernt halten. Ich, der Generalissimus des schwedischen Kriegsheers, sollte der Mannschaft und den Offizieren ein Beispiel der Furcht und Feigheit geben, meine Geburt, meine Pflicht, meine Person also verunehren!“

Und diesen abscheulichen Rath untersteht Ihr Euch einen wohlgemeinten zu nennen . . . . . Fort aus meinen Augen, Unverschämter! damit ich Euch nicht, Euch zur Strafe und Andern zur Warnung, beim Worte nehme, Eures Dienstes enthebe und selbst trotz ihrer tödtlichen Langweiligkeit die Regierungsgeschäfte übernehme.“

Pincier verneigte sich stillschweigend und ging seiner Wege, überzeugt, daß er bei dem ersten Anlasse, wo sich der aufbrausende Fürst selbst mit solchen Geschäften befassen sollte, wieder gerufen werden würde. Auch währte es nicht lange, daß dieser Fall eintrat und der Frieden wurde zwischen dem Herzoge und seinem Günstlinge wiederhergestellt. Ungeachtet augenblicklicher Mißverständnisse waren sie sich gegenseitig gleich unentbehrlich. Der Herzog, welcher im Vergleich mit der Arbeit im Cabinet den blutigsten Kampf für ein Spielwerk ansah, überließ die erstere ganz und gar an Pincier und unterzeichnete

fast blindlings Alles, was dieser ihm zur Unterschrift vorlegte. Pincier dagegen wußte sehr wohl, wie sein unbeschränkter Einfluß in Holstein mit gehässigen Augen betrachtet wurde, und daß es damit in demselben Augenblicke zu Ende sein werde, wo der jetzt regierende Fürst vom Schauplatze abtrete. Nur zwei Steine des Anstoßes drohten zuweilen einen ernsthaften Bruch zwischen ihnen herbeizuführen: das schöne Geschlecht, in Betreff dessen sich ihre Wege häufig kreuzten, und die Verachtung, die der Herzog gegen Gefahren hegte; es konnte ihn bis zur Raserei reizen, wenn sein Muth irgendwie in Frage gestellt wurde. In diesen beiden Punkten kam es nicht selten zu heftigen Auftritten zwischen dem jungen Herzog und seinem ziemlich betagten Günstlinge. Jedoch blieb es während des Herzogs letztem Besuche in Schweden bei dem Auftritte, dessen Zeuge der Leser so eben gewesen ist. Schon am folgenden Tage wurde die Versöhnung geschlossen. Die Aufrichtigkeit derselben besiegelte . . . . . der Tod.

Noch hatte der Winter seinen Eispanzer nicht abgelegt, als die Nachricht eintraf, daß das schwedische Kriegsheer in Polen sich in Bewegung setze. Der Anblick des entblößten Schwerdtes wirkte auf den Achill im Frauenkleide nicht heftiger, als diese Nachricht auf Friedrich von Holstein an dem schwedischen Frauenhofe. Hals über Kopf beschloß er nach dem Hauptquartier zurückzukehren.

Vergebens bat die verwittwete Königin, weinte die Herzogin, lächelte der kleine Erbprinz, vergebens bequemte sich sogar die Prinzessin Ulrice, welche das Leben

am Hofe während der Anwesenheit des Herzogs munterer fand, ihn zum Bleiben zu überreden. Der Herzog blieb unerbittlich. „Die Ehre ruft“ meinte er: — es war das Schicksal, welches ihn rief. Hedwig Eleonora's Ermahnungen, Hedwig Sophien's Bitten, Pincier's Aufforderungen, seine Person zu schonen, beantwortete Friedrich mit Scherz und Lachen. Der Geheime Rath wurde mit dem Befehl abgefertigt, in Holstein die Angelegenheiten des Herzogthums zu besorgen, und sich nicht darum zu bekümmern, wie der Herzog für gut befinde seine eigenen wahrzunehmen. Schmeichelnd erinnerte er seine Gemahlin daran, wie er in ihrem kleinen Sohne ihr ein Pfand ewiger Liebe und baldiger Heimkehr hinterlasse. Dem Stolz der verwittweten Königin schmeichelte er durch die Hindeutung auf seine Pflicht, den Heldenruhm des Holsteinschen Bluts aufrechtzuerhalten.

Da endlich nichts ihn zu halten vermochte, ertheilte die verwittwete Königin Befehl zu einem Abschiedsfeste. Es fand am Tage vor der Abreise eben so sinnreich wie prächtig statt, aber gereichte zu keiner Erheiterung. Die Herzogin lächelte unter Thränen, die verwittwete Königin seufzte, die Prinzessin Ulrice fand sich durch die Niedergeschlagenheit ihrer nächsten Angehörigen, welche dann auch den übrigen Hofzirkel, der genau seine Miene nach der Stimmung der Regentenfamilie richtet, ansteckte, beläſtigt. Selbst Pincier war ernsthafter als gewöhnlich. Düstere Ahnungen verfinsterten seine Stirne. Lachend ermahnte ihn der Herzog guten Muths zu sein. „Es gilt ja nicht Eurer Haut — so schloß er. — Wenn

Ihr bei Eurer Rückkehr nach Gottorp ein so saures Gesicht macht, so könnten meine armen Unterthanen leicht auf den Gedanken kommen, Ihr möchtet in diesem wie in allem Andern Euch bemühen, Eurem gnädigen Herzog nachzuäffen und ich will, mein Volk soll wissen, daß ich nie froher bin, als wenn Schwerdter blinken und Kugeln pfeifen.“

Der alternde Günstling versprach zu gehorchen, so weit er vermöchte. Nichts desto weniger küßte er mit tiefer Bewegung die Hand seines muthigen oder vielmehr übermüthigen Beherrschers, als sie am 6. März 1702 von Einander und von Stockholm Abschied nahmen, von wo aus der Herzog an demselben Tage nach dem schwedischen Hauptquartier und Pincier nach Holstein — beide zum letzten Male — abreisten.

Drittes Kapitel.

Eines Morgens als der Königl. Rath Graf Stenbock die Chocolade in seinem dem Leser von früher her bekannten Bibliothekzimmer einnahm, meldete der Kammerdiener einen so eben als Eilboten vom Kriegsheer angelangten Leibtrabanten, welcher Briefe an den Reichsmarschall überbringe und darauf bestehe, sie diesem sogleich zu eigenen Händen zu übergeben.

Stenbock schwieg mehrere Minuten, ehe er Antwort ertheilte. In seinem Innern kämpfte der Verdruß über die Kühnheit des Eilboten auf sofortigen Vortritt bei ihm, einem der höchsten Beamten des Staats und dem hochgeachteten Oberhaupte des Hofstaats, zu pochen, mit dem seiner Eitelkeit schmeichelnden Gefühle, gerade derjenige unter den Mitgliedern des Raths zu sein, mit welchem sich der abwesende Monarch in unmittelbare Berührung setzte. Als er endlich gefunden hatte, daß in der Sache mehr Veranlassung liege sich geschmeichelt als verletzt zu sehn, befahl er den Trabanten einzulassen.

Die herrlichste Gestalt; erscheinen
Sehn oft im Nord noch solche wir,

Frisch wie die Ros' und schlank, und schier
So wie die Ficht' in schwed'schen Hainen.
Dem Himmel gleich beim Tageslicht
Wölbt ihm die Stirn sich frei und herrlich,
Und ernst so wie von Grund aus ehrlich
War jeder Zug im Angesicht.
Es sprach das Auge klar und offen,
Es war gemacht hinauf zu sehn
Zum Vater in des Lichtes Höhn
Mit festem glaubensvollen Hoffen
Und ohne Furcht des Siegs gewiß
Hinab zum Herrn der Finsterniß.*)

Der Trabant grüßte höflich, doch ohne Befangenheit. Stenbock nickte ihm langsam und abgemessen zu, während er mit strengen Blicken den Trabanten vom Kopf bis zur Zehe musterte. Er blieb im Lehnstuhl sitzen: der Trabant stand in grader Haltung vor ihm.

„Ihr Name?“

„Gyllenpistol.“

„Ihr kommt aus dem Hauptquartier?“

„Ja.“

„Und seid an mich abgesandt?“

„Ja.“

„Mit Briefen von Sr. Majestät?“

„Nein.“

„Wie? Ihr führt keinen Brief mit Euch?

„Ja allerdings. Zwei von Sr. Majestät: einen an Ihre Königliche Hoheit die Herzogin, und einen zweiten

---

*) Aus „Axel“ von Tegnér. Nach der Mohnikeschen Uebersetzung.

an den Oberintendanten Baron Tessin; ferner zwei Briefe von Sr. Excellenz Grafen Piper, den einen an Ew. Excellenz, den andern an Baron Tessin.“

Der Reichsmarschall runzelte Stirn und Augenbrauen und Verdruß schärfte seine Worte: „Um einen Privatbrief abzugeben, hättet Ihr Euch nicht bei mir zu melden brauchen. Ihr hättet den Brief meinem Kammerdiener einhändigen können.“

„Mein Auftrag lautete ausdrücklich dahin, den Brief in Ew. Excellenz eigene Hände zu übergeben, um mündlich diejenigen Mittheilungen zu machen, welche Ew. Excellenz etwa noch zu wünschen für gut fänden.“

Mit ungekünsteltem Wesen reichte der Trabant Piper's Brief an Stenbock. Dieser warf ihn nachlässig auf den Tisch, der vor ihm stand, ohne das Siegel zu brechen und fuhr dann mit großer Bitterkeit im Tone und im Ausdrucke seines Gesichts fort: „So hat man Euch von dem Inhalt des Briefs unterrichtet?“

„Das nicht. Doch ohne Zweifel betrifft er das große obgleich traurige Ereigniß.“

Bei dieser Antwort vergaß der Reichsmarschall seinen Verdruß und die Forderungen der Etikette, erhob sich hastig vom Lehnstuhle und mit beiden Händen die Hand des Trabanten ergreifend, rief er fast wehmüthig aus: „Was sagt Ihr? Hat unser Kriegsheer eine Niederlage erlitten? Lange habe ich den Unbestand des Waffenglücks gefürchtet.“

Gyllenpistol nahm eine noch gradere Haltung wie gewöhnlich an, über seine Züge verbreitete sich ein gewisser Ausdruck des Mitleidens und er schien sich Ge-

walt anzuthun, um nicht höhnisch lächeln zu müssen. „Jetzt wie immer haben König Carl's tapfere Burschen ihm und sich einen glänzenden Sieg über die an Zahl weit überlegenen Feinde erkämpft, doch . . . (der Trabant holte tief Athem) der Sieg ward diesmal theuer erkauft.“ . . .

„Ist dem König etwas zugestoßen?“ fiel rasch und ängstlich Stenbock ein.

„Nein, Gott sei Dank! so schlecht steht es nicht. Aber dennoch schlimm genug.“

„Mensch, sage ohne Umschweife, was für ein Unglück hat sich ereignet?“

„Unser Generalissimus, Se. Hoheit der Herzog von Holstein, nächst dem Könige der Tapferste unter uns, eroberte im Sturm eine Batterie, aber fiel dabei von einer Kanonenkugel getroffen.“*)

„Allmächtiger Gott! Unsre arme Herzogin!“ rief der Hofmarschall händeringend und mit zum Himmel gewandten Blicken aus.

„Haben Ew. Excellenz sonst etwas zu befehlen?“ fragte der Trabant.

„Werdet Ihr zum Kriegsheer zurückkehren?“

„Ja!“

„Wie lange haltet Ihr Euch hier in der Hauptstadt auf?“

„Bis ich Antwort auf die überbrachten Briefe habe.“

„Gut. Unterrichtet meine Dienerschaft von Eurer

*) Der Herzog fiel bei Clissow in Polen am 19. Juli 1702.

Wohnung, ich werde Euch sodann zu seiner Zeit rufen lassen. Lebt wohl, mein Freund!"

Der Reichsmarschall machte eine vornehme Verbeugung mit dem Kopfe und der Trabant entfernte sich.

Sobald Stenbok allein war, erbrach und las er Piper's Brief. Dieser enthielt die Nachricht von dem Siege und dem Todesfall und die Bitte an den Reichsmarschall, die Königliche Familie und den Rath in der üblichen Form davon in Kenntniß zu setzen.

Der Reichsmarschall befahl sogleich seinen Wagen. Während er sich ankleidete, wurde Baron Tessin gemeldet. In Innern Stenbock's kochte noch der Verdruß darüber, daß der König an den Hofmarschall und nicht an den Reichsmarschall geschrieben, und daß Piper beide mit gleichem Vertrauen ausgezeichnet hatte. Deshalb nahm er jetzt die alte Steifheit wieder an, mit der er früher dem Oberintendanten begegnet war, die er aber abgelegt hatte, seitdem sie sich in Folge von Tessin's Verheirathung versöhnt hatten. Dieser wurde daher nicht wie gewöhnlich ohne Ceremonie zu seinem hochvornehmen Vorgesetzten eingelassen, sondern behielt, während er lange im Vorzimmer warten mußte, hinlängliche Zeit, über die Ursache dieses so befremdenden Empfangs nachzudenken. Als er endlich vorgelassen wurde, rief Stenbock in scharfem Ton ihm entgegen, indem er zugleich Tessin's Trauerkleider mit seinen Blicken musterte: "Vielleicht enthielten die Briefe, welche Sie aus dem Hauptquartiere erhielten, Herr Baron, irgend eine neue Bestimmung wegen des Ceremoniels, so daß es nun Sache des Hofmarschalls und nicht mehr des

Reichsmarschalls ist, das Ableben königlicher Personen dem Hofe zu melden?"

"In dem Hauptquartiere, wie in der Hauptstadt weiß man das Glück hoch zu schätzen, eine so zarte Angelegenheit wie die Mittheilung dieser traurigen Botschaft Ew. Excellenz erprobter Fähigkeit, zu beruhigen und zu trösten, anvertrauen zu können — versetzte mit Feinheit Tessin — nur um Ew. Excellenz Befehle entgegenzunehmen und sie mir zur Richtschnur dienen zu lassen, habe ich die Ehre, mich einzufinden."

"Ich habe keine anderen Vorschriften zu geben, Vetter, als daß Sie in Allem Ihrem eigenen guten Ermessen folgen — erwiederte Stenbock besänftigt. — Enthielten Ihre Briefe sonst noch Neuigkeiten außer der traurigen Zeitung von dem Tode des Herzogs?"

"Dies unglückliche Ereigniß nimmt so alle Aufmerksamkeit und wenn mir der Ausdruck gestattet ist, alle unsre Sorge in Anspruch — sagte Tessin mit leichtem Achselzucken — daß es mir noch nicht möglich war, mit dem mir zugekommenen bestimmten Befehl völlig ins Reine zu kommen, die französische Schauspielergesellschaft noch weiter zu engagiren. Sr. Majestät großmüthiger Wille ist es, daß der Krieg und Dero Abwesenheit die Vergnügungen bei Hofe und in der Hauptstadt nicht beeinträchtigen soll. Möchten sich nur die Mittel finden, um den Lohn der Gesellschaft auf nicht zu fühlbare Weise regelmäßiger zu bestreiten, als es sich in diesen schweren Zeiten thun läßt!"

"Sehr richtig bemerkt, Vetter! — fiel Stenbock völlig im alten Tone herablassender Freundlichkeit und

Vertraulichkeit ein. — Und auf wie hoch belaufen sich die Kosten für diese fremden Landstreicher?"

"Sie betragen bis 17,800 Carolinen jährlich — erwiederte Tessin. — Dazu kommt dreimonatlicher Unterhalt für jeden von monatlich 100 Carolinen, zur Rückreise nach Frankreich, falls Se. Majestät den Contract aufgehoben haben will. Außerdem werden jährlich an 800 Carolinen für die Garderobe bezahlt."

"Fürwahr, eine recht hübsche Summe, welche für uns in diesen traurigen Zeiten schwer genug aufzubringen ist — rief Stenbock aus — und für die wir obenein mehr Zank und Verdruß als Vergnügen zum Entgelt haben."

"Wenigstens ich — seufzte Tessin — und ich würde es als einen der größten unter den vielen Gnadenbeweisen, für die ich Sr. Majestät unterthänigen Dank schulde, schätzen, wenn Se. Majestät andern Händen als den meinigen die Leitung einer Truppe aufzutragen geruhten, welche in jedem Augenblicke zu eben so viel Aerger wie Sorge Anlaß giebt."

"Davon hat mein Vetter das reichlichste Theil, wie wir Alle genugsam wissen — bemerkte Stenbock. — Aber auch wir im Rathe entbehren nicht unseren Antheil an diesen Widerwärtigkeiten. Denn wir müssen in höchster Instanz sowohl die Streitigkeiten der Mitglieder unter sich wie mit andern Leuten in der Stadt, und es sind dies fast Alle, mit denen sie in Berührung kommen, schlichten. So lange übrigens die Hoftrauer dauert, sind sie uns völlig unnütz und nur zur Last."

"Wenn sie nur künftig zur Zerstreuung Ihrer Königl.

Hoheit der verwittweten Herzogin beitragen, so will ich über einen so erstrebenswerthen Zweck gern alle Mühseligkeiten vergessen — bemerkte Tessin — bemüht, auf diese Weise das bischen Unzufriedenheit und tadelnde Stimmung zu beschönigen, das er bisher hatte durchblicken lassen. — Geruhen Ew. Excellenz zu entschuldigen, daß meine Bestürzung über den plötzlichen Heldentod des edlen Herzogs mich so verwirrt hat, daß ich mich bei den Angelegenheiten der französischen Truppe aufhielt, statt Ew. Excellenz Befehle wegen der Hoftrauer einzuholen. Meine ehrfurchtsvolle Anfrage betrifft sowohl das Personal, wie die Zimmer und die Wagen.“

Augenblicklich nahm der Reichsmarschall die geziemende Amtsmiene an und ertheilte die verlangten Vorschriften. „Die Damen und Herrn von Hofe legen schwarze Kleider an — sagte er — die Hofdamen der Herzogin trauern in Weiß. Die Dienerschaft des Hofs und der Königl. Räthe, desgleichen die Dienerschaft bei dem besondern Dienstpersonal der Königlichen Personen trägt, so weit die Hofkasse ausreicht, Trauergeld zu geben, schwarze Livrée. Die Rathssäle werden schwarz beschlagen, eben so mein Zimmer, ferner werden die zwei Wagen Ihrer Majestät der verwittweten Königin, insbesondere auch die Wappen an den Wagenthüren schwarz überzogen. Sobald der Todesfall der Herzogin bekannt geworden ist, wird das Gemach Ihrer Königl. Hoheit und der Audienzsaal in Carlberg bis auf den Fußboden, diesen mit inbegriffen, schwarz ausgeschlagen. Die übrigen Zimmer bleiben, wie sie sind . . . Sie haben mich doch richtig verstanden, Vetter?“

„Vollkommen, Ew. Excellenz!“ — versetzte Tessin mit einer Verbeugung.

„Dann will ich Sie nicht länger aufhalten, Vetter — sagte Stenbock, indem er gnädig aber vornehm das Haupt zum Abschiede neigte. — Jetzt eile ich nach Carlberg, um der verwittweten Königin und ihren hohen Angehörigen das unglückliche Ereigniß zu melden.“

Tessin entfernte sich und sobald Stenbock seinen Anzug vollendet hatte, stieg er in den Wagen und fuhr nach dem Lustschlosse, wo sich der Hof damals aufhielt.

Viertes Kapitel.

Carl's XII. Abneigung gegen die Ehe und seine fast in Schwäche ausartende Bruderliebe für die Herzogin von Holstein, welche von dieser mit einer an Abgötterei grenzenden Bewunderung erwiedert wurde, häufte die Schmeichelei und Berechnungen um die Wiege des einzigen Sohns der letzteren und verdoppelte sich noch, als bei dem Tode des Vaters die rechtmäßige Gewalt in Holstein dem zweijährigen Prinzen als Erbe zufiel. Arvid Bernhard Horn, eben so tapfer auf dem Schlachtfelde, wie klug im Cabinet, gab immer sorgfältig Acht auf die Zeichen der Zeit und während er durch seine Thaten in der Gunst des Königs stieg, erwarb er sich durch schnelle und häufige Mittheilungen vom Schauplatze des Kriegs auch die Gunst der Herzogin. Mit derselben Selbstbeherrschung, mit welcher er bei dem Uebergange über die Düna an der Spitze der Trabanten, obwohl durch eine Kanonenkugel am Bein verwundet, zu kämpfen fortfuhr und nicht eher sich verbinden ließ, als die Schlacht geschlagen und der Sieg errungen war, setzte er sich, nachdem er verbunden war, hin, um in einem umständlichen Briefe der Herzogin von Holstein

über die Schlacht zu berichten, wobei er, was ihn selbst betraf, nur im Vorbeigehen berührte, destomehr aber über den Muth und die Thaten des Königs sich verbreitete.

Carl's XII. hohe Meinung von den Fähigkeiten Horn's, welche dessen Schwager Piper eifrig sich angelegen sein ließ, in das vortheilhafteste Licht zu stellen, wobei er nicht verfehlte, auf Horn's unbedingte Anhänglichkeit an den König und Unterwürfigkeit unter dessen Willen hinzudeuten, führte bald zu dem von beiden Schwägern erstrebten Ziele: der Ernennung Horn's zum Königlichen Rathe. Er wurde in dieser Eigenschaft nach Schweden zurückgesandt, wo Piper an ihm einen beständigen Wächter über die Gesinnungen der übrigen Mitglieder des Senats zn haben hoffte. Horn, der täglicher Zeuge davon gewesen war, mit welcher Verwegenheit Carl seine Person Gefahren aussetzte, und deßhalb sich nicht verhehlte, wie plötzlich die Quelle des Piperschen Einflusses versiegen konnte, war darauf bedacht, auch bei einer znkünftigen Macht einen Stein im Brette zu gewinnen. Als ein solcher erschien das Amt des Gouverneurs bei dem Schwestersohn des Königs, dem jungen Herzog von Holstein, welches Horn gewissermaaßen von dem Monarchen und der Herzogin gemeinschaftlich anvertraut wurde. Die Liebe zu seiner Schwester, welche Carl auch auf deren Sohn ausdehnte, die Achtung und Zuneigung, welche Hedwig allgemein in Schweden genoß, schien die Voraussetzung wahrscheinlich zu machen, daß in diesem Fürstenkinde ein künftiger König erwachse.

Zwar wagte man noch nicht diesen Gedanken in Worte zu kleiden; aber das ganze Benehmen gegen Carl Friedrich von der Stunde seiner Geburt an, zeigte, daß man ihn zu etwas Wichtigerem bestimmt glaubte, als nur zur Herrschaft über sein ererbtes Herzogthum. Selbst die Vergnügungen und Lustbarkeiten beeiferten sich seine Farben anzunehmen, und Tessin, der jene anordnete und leitete, versäumte nie, die Freude des Augenblicks mit schmeichelhaften Anspielungen auf die Zukunft zu verknüpfen.

Das Fest, welches Tessin an dem sechsten Geburtstage Carl Friedrich's am 19. April 1706 veranstaltete, verdient als etwas ganz Besonderes in seiner Art erwähnt zu werden. Abwechslung war die Hauptsache bei allen derartigen Anordnungen Tessin's. Eine Mahlzeit, eine Tanzbelustigung, ein Schauspiel hielt er jedes allein nicht für ausreichend. Diese und andere Zerstreuungen waren gemeinlich künstlerisch verbunden. So ging denn auch dem Balle bei der gegenwärtigen Veranlassung eine theatralische Vorstellung voraus, von einer Gesellschaft aufgeführt, von welcher, dem Helden des Tags und seinem Alter zu Ehren, kein Mitglied älter als 15 Jahre war.

Das Fest begann mit einem Vorspiel, in welchem Apoll von dem Baron Carl Gustav Ciewen, Clio von dem Freifräulein*) Bagge, Euterpe von der Grä-

*) In der gedruckten Beschreibung des Festes sind überall die Geburtstitel angegeben, obwohl sämmtliche Damen nicht einmal völlig erwachsene junge Mädchen waren und nach dem ge-

fin Jacobina Stenbock, Melpomene von der Gräfin Hedwig Lillie, Thalia von der Gräfin Hedwig Piper, Polyhymnia von der Gräfin Ulrice Piper, Erato von der Gräfin Christine Charlotte Lewenhaupt, Terpsichore von der Gräfin Charlotte Lewenhaupt, Urania von dem Freifräulein Ulrice Posse und Calliope von dem Freifräulein Hedwig Eleonore Falkenberg, ferner die zwölf Tagesstunden von den Gräfinnen Bonde und Caroline Lewenhaupt, dem Fräulein Louise Antoinette Fahlström, den Gräfinnen Ebba Charlotte Douglas und Magdalena Sophia Lewenhaupt, dem Freifräulein Wrede, dem Fräulein Marie Charlotte Hastfer, der Gräfin Eva Maria Lewenhaupt, den Freifräuleins Catharina Charlotte Ribbing und Martha Mörner, dem Fräulein Sophia Sparwenfeldt und dem Freifräulein Sophie Luise Taube dargestellt wurden.

Die Stunde der Nacht, in welcher der Prinz geboren worden war, wurde von dem Fräulein Antoinette Sparwenfeldt dargestellt.

Im weitern Verlauf des Vorspiels traten die Gräfin Stina Stenbock, das Freifräulein Beata Ribbing und das Fräulein Louise Fahlström als Nymphen der Erde, die Gräfinnen Charlotte Piper, Beata Douglas und Stina Louise Oxenstjerna, so wie das Freifräulein Lisa Gustava Falkenberg

---

wöhnlichen Sprachgebrauch allesammt nur Fräulein hätten genannt werden müssen.

als Nymphen der Luft, endlich das Freifräulein Hedwig Ulrice Fleming und die Fräuleins Stina Sparwenfeldt, Hermelin und Klingenstjerna als Nymphen des Wassers auf.

Ein Opferpriester wurde von Herrn Axel Julius Coyet, sein Gefolge von den Baronen Nils und Carl Hammarhjelm dargestellt.

Baron Carl Gustav Tessin gab die Rolle von Jemand, der das Orakel um Rath fragen sollte, Baron Meyendorff von Yxkull Throphonias Schatten und die Herrn Chantrau und Sevigny von der französischen Schauspielertruppe, zwei Flußgeister.

Das ganze Stück drehte sich um glänzende Prophezeihungen von den großen Schicksalen, Tugenden und Thaten und dem großen Glücke des Herzogs. Clio sagte z. B.:

„De tous les grands evenements,
Qui lui sont marquès par la gloire,
J'instruirai si bien tous les temps,
Qu'immortelle en sera l'histoire.“

Und die erste Stunde des Tags erwiederte der Stunde der Nacht:

„Il est juste, ma soeur, de vous mettre du nombre;
Vous devez mesme avoir sur nous le premier pas,
Apres avoir produit dans une nuit si sombre
Un prince si parfait et si brillant d'appas.

Unmittelbar nach dem Vorspiel wurde »Le nouveau Marié« gegeben, in welchem die Rollen von den Baronen Carl Gustav Tessin, Carl Gustav Ulfsparre und den Freifräuleins Ulrice Tessin und Josepha Pflug gespielt wurden.

Nach diesem Lustspiel ward ein Pas de deux von dem Freifräulein Hedwig Charlotte Tessin und Herrn Wingarden getanzt. Dann wurde mitten auf der Bühne ein Vorhang aufgezogen und man erblickte den Meeresstrand und eine große Schildkröte, die rings um das Theater kroch, während zwei Kraniche über den Zuschauerraum flogen und sich dann auf der Schildkröte niederließen und mit ihren Schnäbeln auf sie loshackten. Nach mehreren Windungen öffnete sich diese in der Mitte und aus der Schaale krochen vier kleine Harlequins (die Grafen Gyllenstjerna und Carl Piper, die Herrn Johann Sparwenfelt und Lehusen) heraus. Bei ihrem Anblick flohen die Kraniche davon und ließen in ihrem Schrecken eine Menge Eier fallen. Diese waren mit wohlriechendem Wasser gefüllt und wurden von den Harlequins unter die Zuschauer geworfen.

Hierauf kam das zweite Lustspiel «Le Semblable à Soi-même» an die Reihe, in dem die Barone Tessin, Ulfsparre, Sack und Liewen, der Graf Stenbock, die Gräfinnen Piper, Lewenhaupt und das Freifräulein Tessin spielten.

Nachdem auch dies Stück zu Ende, wurde ein neues Zwischenspiel aufgeführt: Arion (Herr Franck) auf dem Rücken eines Delphins begleitete auf seiner Zitter den Gesang einer Nymphe (Fräuleins Klingenstjerna), worauf ein Boot mit sechs Liebesgöttern erschien, welche unter beständigem Gesang bald Silbernetze auswarfen, bald nach einem an einen Baum gehefteten Herzen schossen. In dem Netze wurde ein Delphin gefangen, welchen sie öffneten. Er war mit Blumensträußen mit

daran befestigten allegorischen Inschriften gefüllt, welche die Amoretten der verwittweten Königin, den Prinzessinnen und dem Herzoge überreichten.

Hierauf folgte ein Lustspiel «Don Pasquino d'Avalos» von Carl Gustav Tessin, Ulfsparre und Magnus Stenbock, sowie von Baron Bonde, den Gräfinnen Lillie und Charlotte Piper gespielt.

Nachdem der Vorhang gefallen, wurde im Parterre eine große Tafel für die Königin und die Prinzessinnen gedeckt und sobald dies geschehen, ging der Vorhang aufs Neue auf und man erblickte auf der Bühne fünf Tische, zwei für die Nymphen, die Schauspieler und die Liebesgötter, den dritten mitten auf dem Theater für den Herzog, welcher von den drei Grazien bedient werden sollte. Der vierte Tisch, hinter dem des Herzogs, war für die zwölf Stunden und die Schauspielerinnen und der fünfte für Apoll und die neun Musen bestimmt. Hinter Apoll erschien die Sonne und auf einigen Wolken sechs kleine tanzende Liebesgötter, des Herzogs Alter darstellend.

Als der Vorhang aufgezogen wurde, standen Alle an ihren Plätzen und einige Tauben flogen im Saale umher, die Ankunft der Venus (der Gräfin Ulrice Stenbock) verkündend, welche Cupido zur Seite aus der Höhe auf leichten Wolken in einem Wagen, von zwei Tauben gezogen, herabschwebte. Die drei Grazien (die Gräfin Anna Maria Lewenhaupt und die Freifräuleins Beata Ribbing und Elsa Baner) senkten sich gleichfalls aus Wolken auf das Theater herab, im Geleit des Gottes der Ehe. Nachdem diese Alle Verse zu Ehren des Königs, der Herzogin und des klei-

nen Prinzen gesungen hatten, ergriffen die Grazien die Hand des letzteren, und führten ihn an den Tisch, vor welchem die Sängerin Mademoiselle Aubert als Bachantin gekleidet saß, um Trinklieder zu singen. An andern Tischen standen zu gleichen Zwecken im Costume Silens die Sänger Sevigny und Chantrau.

Nach beendigter Tafel begann der Ball, der die ganze Nacht über dauerte.

Alle waren von der prächtigen und mit so viel Abwechslung ausgestatteten Festlichkeit entzückt. Die Herzogin glaubte in dieser ihrem Sohne dargebrachten frühzeitigen Huldigung die Hindeutung auf eine andere Krone, als die fürstliche, welche Carl Friedrich bereits trug, für ihre Nachkommen ahnen zu dürfen. Nur Ulrice Eleonora schien mit der übertriebenen Auszeichnung, die man an ihren Neffen verschwendete, nicht ganz zufrieden zu sein. Sie ahnte nicht, daß das königliche Diadem, was sie den Nachkommen Hedwig Sophia's mißgönnte, sich dereinst in die kaiserliche Krone Rußlands verwandeln würde.

Fünftes Kapitel.

Ein Schlagfluß machte dem Leben des stolzen mächtigen und reichen Reichsmarschalls Grafen Stenbock ein Ende*), und Piper ließ sich einen so belohnenden und glänzenden Posten nicht aus den Händen gehn, wenngleich es natürlicherweise die Verwirrung und Schwierigkeiten steigern mußte, daß auch die höchsten Hofbeamten während des Feldzugs sich fern in fremden Ländern aufhielten. Ungeachtet von nun an Alles von Wichtigkeit und Interesse, was den Hof betraf, nach dem Hauptquartiere berichtet und dort entschieden wurde, so wäre doch jedenfalls diese neue Rolle für Piper unmöglich gewesen, hätte er nicht an Ort und Stelle bei Hofe ein andres Ich, einen völlig ergebenen Mann gehabt, der entschieden, erfahren und vorsichtig im Stande war auf eigene Hand so lange zu handeln, bis Befehle oder die Genehmigung aus dem herumstreifenden Hauptquartier eingeholt werden konnten. Zum Glück fand Piper einen solchen an Tessin, dessen Verantwort-

*) Graf Stenbock starb am 15. August 1705.

lichkeit, Geschäfte und Sorgen durch einen so weit entfernten Vorgesetzten erheblich vermehrt wurden, dem es aber eben so wenig an Geschick, wie zu irgend einer Zeit an Eifer fehlte.

An der Spitze der Angelegenheiten des Hofes treffen wir ihn eines Vormittags in einem Gemach des Königshauses, aus welchem Eingänge sowohl in die Zimmer der verwittweten Königin wie der Herzogin Hedwig Sophia führen. Sein Aussehn war betrübt, und seine Gedanken waren so völlig mit Gegenständen düsterer Art beschäftigt, daß er, der sonst so belebte und gegen hochgestellte und bei dem gemeinsamen Herrscher wohl angeschriebene Personen so zuvorkommende Hofmann jetzt kaum zu merken schien, daß des regierenden Günstlings eigener Schwager, der von dem Könige gern gesehene Gouverneur des Augapfels desselben, des vaterlosen Herzogs von Holstein, der Königliche Rath Horn sich im Zimmer befand. Dieser hatte auf einem Ecksopha Platz genommen; vor ihm stand ein langer Mahagonitisch, und auf diesem war eine große Karte von Europa ausgebreitet, auf welcher Horn mit kleinen Nägeln, die am Kopfende mit verschiedenfarbigem Lack versehen waren, die Stellungen auspunktirte, welche die Heere der streitenden Mächte einnahmen. Neben ihm saß der kleine Prinz, dem Horn die Kriegsbewegungen, soweit sie in dem Fassungsvermögen des fürstlichen Knaben lagen, erklärte. Dann und wann schlichen sich die finsteren Blicke des klugen Rathsherrn über die Punkte der Karte hinweg nach den übrigen Gegenständen im Zimmer, aber so schnell und unbemerkt, daß

Niemand wahrnahm, wie er für etwas Anderes als die ausgebreitete Karte Aufmerksamkeit hatte.

Tessin stand bald gelehnt an das Fenster, welches nach dem Platz vor dem Königshause und den Eingängen zu demselben führte, unruhig nach ankommenden Personen spähend, bald rief er einen der Hofbedienten hinein, überhäufte ihn mit Fragen und fertigte ihn mit Ermahnungen ab, bald ging er wieder hastig, und indem er dabei die Hände rang, im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht klärte sich auf, als der Archiater Hjärne, aber langsam und unfreundlicher als gewöhnlich, eintrat. Tessin eilte ihm mit Vorwürfen entgegen, daß man ihn vergeblich zu Hause gesucht, und daß er mehr als billig habe auf sich warten lassen, da doch Ihre Majestät und die Herzogin seines Beistands bedürften.

„Es giebt Einen, der auch ihren Beistand vergeblich anruft — erwiederte Hjärne mit bittrem Nachdruck. — Es wird dem Schwager nicht unbekannt sein, was in dieser Woche hier vorgeht. Wenn keiner sich die Mühe gab, das unschuldige Opfer zu retten, so ist es mir wenigstens geglückt, der Wissenschaft ein Geheimniß zu retten, das nicht mit Tonnen Gold bezahlt werden kann.“

„Paykull's Unglück beklage ich, — nahm Tessin das Wort — aber eben so aufrichtig beklage ich Deine Verblendung, daß Du so undankbar Ihrer Majestät und Ihrer Königl. Hoheit Gefühllosigkeit vorwerfen kannst, denn eben der Schmerz darüber, daß ihre angelegenen Vorbitten nichts ausgerichtet haben, sind

Ursache der Unpäßlichkeit, wegen deren nach Dir geschickt worden ist.“

„Wirklich? . . Das verändert die Sache . . . wenigstens was sie anbelangt. Ich eile meine unterthänigen Dienste anzubieten. . . . Verdammte Starrköpfigkeit! . . . Unglückselige Alleinherrschaft!“

Hjärne sprach diese Worte halblaut, während er sich entfernte. Ihre Bedeutung entging jedoch dem Königl. Rath Horn nicht. Dieser erhob sich vom Sopha, nahm den kleinen Herzog an die Hand, und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo er einem Hofjunker Befehl ertheilte, den Prinzen nach seinem Gemach zu begleiten. Als er sodann wieder in das Zimmer zurückkehrte, wo Tessin sich aufhielt, sagte er zu diesem:

„Die heutige Hinrichtung geht unserm guten Doktor sehr zu Sinn. Das ist nicht zu verwundern. Denn jeder hätte gewünscht, daß wenigstens Verschonuug von der Todesstrafe eintrete, zumal so viele fremde Mächte, und eben so auch Ihre Majestät und Ihre Königl. Hoheiten von Schweden sich für den Verurtheilten verwendet haben; doch . . .“

Horn schwieg plötzlich und fixirte scharf Tessin, als wollte er ihn dazu bewegen, seine Meinung auszusprechen.

Tessin fühlte sogleich, wie es für ihn eben so mißlich sei zu schweigen als zu antworten. Schwieg er, so hätte dies als Tadel gedeutet werden können, antwortete er, so gerieth er in Gefahr, eine Ansicht zu äußern, die dem mächtigen Rathsherrn nicht gefiel. Aus dieser doppelten Schwierigkeit suchte sich Tessin

durch eine ausweichende Hindeutung auf die strengen Gesetze der ewigen Gerechtigkeit zu helfen, welche sich die Könige, als die von Gott bestimmten Richter auf Erden, zur Richtschnur für ihre Beschlüsse dienen lassen müßten. Von allen Verbrechen seien Landesverrätherei und Hochverrath die himmelschreiendsten und die gefährlichsten für den Staat.

„Was aber urtheilen Sie dann vom Hofgericht, welches den General von der Todesstrafe freigesprochen hat, — fuhr mit einer gewissen höhnischen Ueberlegenheit Horn fort — und zwar aus dem Grunde, weil er schon in seiner Kindheit Liefland verlassen hat, und weil sein Vater sogar schriftlich von dem hochseligen Könige seines Eides als Unterthan entbunden worden ist?“

„Ew. Excellenz dürften es entschuldigen, — versetzte verlegen Tessin — wenn ich, der ich nicht Jurist bin, ganz einfach und mit voller Zuversicht der Gerechtigkeit des Königs vertraue, überzeugt, daß nur gewichtige Ursachen Se. Majestät bestimmt haben, nicht Gnade für Recht ergehn zu lassen.“

„Sehr richtig — meinte Horn, seiner Seits bemüht, nicht geringere Ergebenheit gegen den Alleinherrscher zu zeigen, wie Tessin. — Es ist mir lieb und keineswegs unerwartet, daß die von Ihnen geäußerte Ansicht so völlig mit meiner eigenen übereinstimmt. Nicht eigentlich als Landesverräther, sondern weil er die Königl. Majestät persönlich beleidigt hat, verliert Paykull heute sein Haupt.“

„Hat er sich dessen schuldig gemacht, nachdem er

von unsern Truppen bei Warschau gefangen genommen wurde?" — fragte eifrig Tessin.

"Nein, das nicht, sondern früher als er noch die Truppen König August's anführte, in dem verbrecherischen Bestreben, sich bei diesem einzuschmeicheln und aus nicht minder verbrecherischem Hochmuthe — versetzte mit Kälte Horn. — Wozu aber dient es, diese Dinge einem Manne gegenüber zu wiederholen, der das Vertrauen seines Königs und dessen ersten Ministers hat?"

"Ew. Excellenz kann ich betheuern, daß dieser Gegenstand mir ganz und gar fremd ist — wandte Tessin ein. — Das Vertrauen, womit mich Se. Majestät zuweilen beehrt und das ich zu andern Zeiten so glücklich bin von Seiten Sr. Excellenz des Herrn Grafen Piper zu genießen, bezieht sich nur auf meine Dienstobliegenheiten als Hofmarschall und Oberintendant und auf die Beaufsichtigung der französischen Schauspielertruppe. Weiter erstrecken sich die Mittheiluugen, die mir gemacht werden, nicht, auch bemühe ich mich nicht, nach dem zu forschen, was mich nichts angeht."

"Wirklich? . . . Nun wohl, in diesem Falle kann ich Ihnen, Herr Baron, etwas berichten, was im Publikum nicht verbreitet werden darf. König August, der sich um Dank und Zartgefühl wenig kümmert, übergab vor kurzer Zeit in Sr. Majestät Carl's eigene Hände einen Brief des General Paykull an König August, in dem Paykull die Unverschämtheit und Kühnheit gehabt hatte, zu äußern, wie er hoffe, in vierzehn Tagen oder höchstens drei Wochen den wilden und

rasenden Jüngling von Schweden entweder todt oder lebendig den Händen des sächsischen Monarchen zu überliefern."

"Abscheulich! . . . unerhört!" rief Tessin, indem er die Hände zusammenschlug, aus.

"Das Verbrechen? oder meinen Sie die Bestrafung? oder das verrathene Vertrauen?" fragte mit strengen, durchdringenden Blicken Horn.

"Was ich als treuer Unterthan denke, kann, wie ich mir schmeichle, weder Ew. Excellenz, noch irgend einem Andern zweifelhaft sein," versetzte Tessin, also die verfängliche Frage zurückweisend.

Hjärne's Zurückkunft von den königlichen Damen gab Tessin einen ersehnten Vorwand, das Gespräch zu ändern. Aber seine Freude war kurz. Denn kaum hatte der Archiater ganz trocken erklärt, daß keine Gefahr weder für die Königin noch für die Herzogin vorhanden sei, so nahm er eben hiervon Veranlassung, darüber zu brummen, daß der König durch seine Unerweichlichkeit das Nervensystem seiner Angehörigen so erschüttert und das Unwohlsein derselben herbeigeführt habe.

"Du thätest ohne Zweifel am besten, Schwager, Dich in den Gränzen der Wissenschaft zu halten, in der keiner mit Dir um den Vorrang wetteifern kann — unterbrach ihn Tessin. — Was Se. Majestät in seiner hohen Weisheit und Gerechtigkeit beschließt, liegt eben so sehr außer wie über unserer Beurtheilung."

"Auch beuge ich mein ergrautes Haupt vor dem Heldenkönige, vor seinen großen Eigenschaften und glänzenden Thaten — sagte Hjärne mit Betonung. — Doch

Gustav Wasa, Gustav Adolph und die beiden letzten Könige Carl, unseres jetzt regierenden Allergnädigsten Herrn Vater und Großvater waren, wie ich meine, auch große Monarchen und Helden, ließen sich aber dessenungeachtet von dem Reichssenat etwas sagen, der jetzt ganz einfach „ihre Rathsherrn“ heißt und ziemlich ausgesungen haben dürfte.“

„Hast Du denn ganz und gar allen Verstand verloren — fiel ihm Tessin ins Wort, während er Hjärne am Rockärmel zupfte, um ihn auf Horn's Anwesenheit aufmerksam zu machen. — Ich würde Keinem auch unter vier Augen ein solches Gespräch mit mir gestatten und jetzt . . .“

Horn ließ Tessin nicht Zeit, seine Worte zu vollenden. Würdig und mit Nachdruck sprach er die Vermuthung aus, Niemand werde ihn durch den Verdacht beleidigen, daß er von dem Gebrauch machen werde, was ein redlicher Mann in aufgeregter Stimmung und von triftigen Ursachen bewegt entfallen ließe. „Der Herr Hofmarschall Tessin — so schloß Horn — hatte nicht vergessen, wie er in dieser seiner Stellung denken, reden und handeln mußte. Zu seiner Zeit wird es sich zeigen, daß auch ich weiß, was mein Amt fordert.“

Dabei faßte und drückte der Königl. Rath Horn mit Wärme Hjärne's Hand, verbeugte sich leicht gegen Tessin und entfernte sich, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit in Bewegung und Haltung, den zurückbleibenden beiden Schwägern überlassend, das Räthselhafte in seinen Worten sich zu deuten

Die beiden Schwäger waren eben im Begriff, ihr

unterbrochenes Gespräch wieder aufzunehmen, als eine von Hedwig Sophia's Hofdamen, bleich und zitternd, mit dem Schnupftuche vor den weinenden Augen, in das Zimmer hineinstürzte.

Hjärne wie Tessin eilten hinzu und fragten hastig, ob die Herzogin kränker geworden sei.

„Nicht geworden . . . aber so wahr mir Gott gnade . . . sie wird es,“ schluchzte die Hofdame.

„Mit dem Arzte scherzt man weder, noch redet man mit ihm in einer Zeichensprache — bemerkte Hjärne scharf. — Also kurz und gut — was habt Ihr auf dem Herzen, Fräulein?“

„Ihre Königliche Hoheit hoffte noch bis zum letzten Augenblick, der unglückliche General Paykull werde, wie vor Jahren Boethius, auf dem Richtplatze begnadigt werden — erwiederte die Hofdame. — Auf ihren Befehl schickte ich daher einen Hofbedienten dahin, um rasch Nachricht von dem Verlaufe zu bringen . . . Ach Gott, nur zu schnell habe ich sie erhalten! . . . Der Abgesandte ist wiedergekommen . . keine Gnade . . Es ist vorbei . . . Alle Leute waren von Paykull's unvergleichlicher Freimüthigkeit und Ruhe, als er zum Tode ging, tief ergriffen . . . Ich Unglückliche, die ich das schreckliche Ereigniß meiner verehrten Beherrscherin melden soll!!! . . .“

„Ihr werdet und sollt es nicht melden — fiel Hjärne ein. — So erschüttert, wie Ihr in diesem Augenblicke selbst seid, dürft Ihr Euch Ihrer Königl. Hoheit nicht einmal zeigen. Erholt Euch, während ich zur

Herzogin zurückkehre. Ich und kein anderer werde sie vorbereiten und von dem Ausgange unterrichten.«

Hjärne hatte dies kaum geäußert, als Tessin entzückt ausrief: »Jetzt erkenne ich meinen Schwager wieder und verzeihe Dir alles Andre für Deinen edlen Eifer.«

»Schnickschnack! Narrenspossen!« murmelte Hjärne zwischen den Zähnen, während er sich der Thür zu den Zimmern der Herzogin von Holstein näherte.

Sechstes Kapitel.

Erster Auftritt.

(Carls XII. Hauptquartier in Alt-Ranstatt.)

Ein Zimmer mit Goldledertapeten; Sopha und Stühle mit schwarzem Fell überzogen; in der Mitte des Zimmers ein aufgeklappter Tisch, auf dem eine Karte von Polen ausgebreitet ist. Weiter hin im Zimmer ein Feldbett, über demselben an der Wand hängen scharfgeladene Pistolen.

Carl, mit kurzgeschornem und hinaufgestrichenem Haar ist in einem Rock von feinem blauen Ober- und Unterzeug, mit schmalen Aufschlägen und aufgehefteten Schößen gekleidet; die chamoisgelbe Weste ist eben so wie der Rock mit vergoldeten Messingknöpfen besetzt; von derselben Farbe wie die Weste sind seine Hosen. Um den Hals hat er ein dicht anschließendes Tuch von schwarzem krausem Zeuge. Die Hände bedecken hirschlederne Handschuhe mit so großen Stulpen von Elendsfell, daß sie bis zum Ellenbogen hinanreichen; um den

Leib hat er einen Gürtel von Hirschleder ohne die geringsten Zierrathen, und an der Seite ein ungeheures Schwert mit messingnem Griff; an den steifen Stulpstiefeln sitzen große Sporen von Eisen.

Der König stehend und mit der linken Hand auf den Griff seines Schwerts sich stützend — seine gewöhnliche Stellung, wenn er bei guter Laune war — ist im Gespräch mit seinem Rath, Grafen Piper.

Carl (freundlich): „Gestern also lebte der Herr Graf in Saus und Braus.“

Piper: „Mit Ew. Majestät gnädiger Erlaubniß, und da die Geschäfte meine Anwesenheit nicht zu erheischen schienen, nahm ich eine Einladung zum Mittagsmahl bei dem General Fleming in Leipzig an, und den Abend brachte ich bei dem Obersten Creutz zu, der heut Nacht zu einem Streifzuge aufgebrochen ist.“

Carl: „König August ist nicht nach Leipzig gekommen?“

Piper: „Nein. Doch fehlt es ihm dort nicht an einem Bevollmächtigten.“

Carl: „Wen meinen Sie?“

Piper: „Die Gräfin Königsmark und diese setzte mich gestern etwas in Verlegenheit.“

Carl: „Wie so?“

Piper: „Ich konnte es nicht vermeiden in ein Gespräch mit ihr zu gerathen, in dem sie dann unverholen ihren Wunsch zu erkennen gab, zu der in Kurzem bevorstehenden Hochzeit meiner Schwägerin gebeten zu werden. Wie schlecht mir auch diese unerwartete Artigkeit behagte, so that ich doch, als ob ich mich dadurch

geschmeichelt fühlte, und dankte ihr sowohl im eignen, wie im Namen des Bräutigams; doch gab ich vor, noch nicht zu wissen, ob Meyerfeldt, der sich vorbehalten habe, die Hochzeit auf seine Kosten auszurichten, sich auf die Verwandten und Familie beschränken oder eine größere Gesellschaft zu laden beabsichtige."

Carl: "Weshalb gaben Sie ihr nicht sogleich eine bejahende Antwort?"

Piper: "Ich durfte dies nicht ohne Ew. Majestät Erlaubniß, denn ich gedenke mir die Gnade auszubitten, daß Ew. Majestät geruhen möchten, mit Ihrer hohen Gegenwart mein Haus und die Brautleute zu ehren."

Carl: "Meinethalben könnt Ihr sie einladen, ich werde in jedem Fall kommen."

Piper: "Ew. Majestät danke ich unterthänigst. Indeß noch eine Verlegenheit bleibt übrig: welchen Platz soll ich ihr unter den schwedischen Damen geben. Meine Frau, als Wirthin, tritt ihr gern den Ehrenplatz ab. Aber da kommen auch die Gräfin Rehnskjöld, die Generalin Marderfeldt, die Obristin Hamilton, die Frauen des Hofmarschall Düben und des Envoyé Friesendorff. . ."

Carl (fällt ihm in die Rede und zieht mit einem Anflug von Röthe die Lippen unter der Nase zusammen): "Sie kann vor diesen keinen Vorzug verlangen, denn sie ist eine H—e und hat keinen Rang."

Piper: "Sie stammt aber doch von unsern alten glänzenden Geschlechtern Königsmark und de la Gar-

die, und gerieth sie auf Abwege, so ist dies mit einem gekrönten Haupte geschehen.“

Carl: „Ein gekröntes Haupt und ein gemeiner Kerl stehen in diesem Punkte gleich. Sie ist und bleibt eine H—e und hat keinen Rang.“

Piper: „Jedoch kann sie sich schwerlich auf der Hochzeit einfinden, wenn ihr nicht irgend ein Rang zugesprochen wird.“

Carl: „So kann sie davon bleiben.“

Piper: „Ew. Majestät erhabene Strenge in Ihren Grundsätzen übersteigt in gleichem Maaße wie Ihre übrigen preiswürdigen Eigenschaften die Kräfte anderer schwacher Menschen. Gestatten Sie mir in Unterthänigkeit Zweifel hinsichtlich der Möglichkeit zu äußern, diese Grundsätze bei der Leibschwadron in Anwendung zu bringen, die Ew. Majestät beschlossen haben lediglich aus unverheiratheten Leuten zu errichten. Leider muß ich hieraus auf Ew. Majestät Vorsatz schließen, selbst unvermählt zu bleiben.“

Carl: „Dies ist noch nicht mein Vorsatz und der Herr Graf hat keinen hinlänglichen Grund zu solchen Gedanken. Ich will die Ehe nicht verbieten; aber wenn ich ein Corps von unverheiratheten Leuten haben will, so ist das nicht die ganze Welt. Will sich Einer von ihnen endlich verheirathen, so kann er zu einem anderen Regiment versetzt werden und ich nehme einen Anderen in seine Stelle. Und was mich selbst betrifft, so denke ich mich auch zu vermählen, sobald uns Gott den Frieden schenkt. Dann will ich mir ein Weib wählen, nicht nach politischen Rücksichten, sondern eins, das mir von

Herzen gefällt und von dem ich glaube, daß es mich lieben kann, damit ich nicht eine zu halten brauche, die sie auf französisch maitresse und auf gut schwedisch H—e nennen. Doch zu etwas Anderem jetzt: War Creutz damit zufrieden, daß er auf einen Streifzug ausziehen sollte?"

Piper: "Er wie seine Leute brennen vor Kampflust . . . doch"

Carl (schnell): "Doch, sagen Sie?"

Piper: "Ich sah bei dem Obersten Creutz den jungen Grafen Oxenstjerna, und in Wahrheit, er that mir leid."

Carl: "Was fehlt ihm? Er ist ja bei Creutz und schon vor einem Monat Corporal bei dem Leibregiment geworden."

Piper: "Ew. Majestät hätten ihn wohl sogleich zum Cornet machen können."

Carl: "Freilich hätte ich das gekonnt, aber ich hatte, wie Ihr wissen mögt, meine Gründe es so und nicht anders zu machen. Für's erste, wenn ein so junger Edelmann sogleich Oberoffizier wird, so ist er unhöflich gegen den gemeinen Mann; muß er aber selbst eine Weile als Gemeiner dienen, Wache thun und Posten stehen, so lernt er, was der gemeine Mann aushält und wird dadurch höflicher. Und für das zweite will ich Niemandem zu irgend einer Zeit Unrecht thun. Wenn ein so junger Edelmann vorgezogen wird, so muß das einen Anderen, der länger gedient hat und an der Reihe znr Beförderung ist, verdrießen."

Piper: "Durch Oxenstjerna kann sich Nie-

mand verletzt fühlen; denn abgesehen davon, daß er einem unsrer ältesten und glänzendsten Geschlechter angehört, hat er auch das Glück, Ew. Majestät Blutsverwandter und Vetter zu sein.“

Carl: „Alter und junger Adel thun nichts, wo es sich um die Bravheit eines Manns handelt. Wir haben manche Regimentsoffiziere in unserm Heere, die keine Edelleute und dennoch brave Leute sind. Wenn ein gemeiner Reuter brav ist, kann es gleichgültig sein, ob er von Adel oder nicht ist. Auf Creutz's Streifzug findet sich wohl für ihn Gelegenheit sich zu zeigen. Hat Creutz Ursache Oxenstjerna zur Beförderung vorzuschlagen, so werde ich dem nicht entgegen sein.“

Zweiter Auftritt.

(Die schwedische Feldcanzlei.)

Ein großer Saal. Auf dem Fußboden mit Sand bestreute Gänge. An den Wänden bis zur Decke hinanreichende Repositorien, mit Urkunden vollgepfropft. Zwei Schreibtische an zwei Fenstern, an dem einen arbeitet Graf Piper, an dem andern der Staatssecretair Hermelin. In zwei Zimmern davor, deren Thüren verschlossen, sind Secretaire mit dem Abschreiben und Ausfertigen von Urkunden beschäftigt.

Der König tritt ein. Er grüßt freundlich Piper und Hermelin, welche aufstehen, sich tief verneigen und an ihren Schreibtischen stehen bleiben.

Carl: „Nichts Neues hier?“

Piper: „Ja, Ew. Majestät! Viel Neues und viel Gutes. Graf Wratislaw ist mit ansehnlichen Vergleichsanerbietungen des Kaisers hierher gekommen.“

Carl: „Wirklich. Nun lasset hören, wie sie lauten.“

Auf einen Wink von Piper liest Hermelin Kaiser Leopold's Brief laut vor.

Carl: „Was meinen Sie, Piper?“

Piper: „Die Anerbietungen sind von solcher Bedeutung, daß man sie nicht besser hätte verlangen können, wenn auch Ew. Majestät mit Ihrem gesammten Heere in den Landen des Kaisers ständen.“

Hermelin: „Ja, das ist in der That der Fall.“

Lange Pause. Der König versinkt in tiefes Nachdenken, und spatzirt einen Sandgang auf und ab, der auf den Fußboden des Saales von der einen Ecke zur andern gestreut ist.

Nachdem Piper und Hermelin, an ihren Tischen stehend, eine halbe Stunde vergebens darauf gewartet haben, daß der König das Wort nehmen werde, bricht Piper das Schweigen mit den Worten:

„Ist es Ew. Majestät allergnädigster Befehl, daß ich eine Antwort auf des Kaisers Brief aufsetzen soll, des Inhalts, daß Ew. Majestät mit den Vorschlägen zufrieden seien und die alte Freundschaft unverbrüchlich halten wollten?“

Carl: „Ich will zuvörderst selbst den Brief des Kaisers durchlesen.“

Hermelin überreicht ihn dem Könige. Dieser

setzt sich an Piper's Tisch und studirt das Schreiben mit großer Aufmerksamkeit.

Carl (halblaut lesend): „Der Kaiser erbietet sich 1) von dem Streit über Bremen, der so lange gedauert und schon im Jahre 1700 hätte entschieden sein sollen, abzustehen und Bremen ohne weiteren Einspruch dem König von Schweden zu überlassen. (Nimmt eine Feder, taucht sie in das Tintenfaß ein und durchkreuzt diesen Punkt.) In dieser Sache kommen wir auch ohne diesen Verzicht zurecht. (Fährt fort zu lesen.) 2) die Schuldforderung, welche Oesterreich noch aus Gustav Adolphs Zeiten an Schweden hatte, als getilgt und erloschen anzusehen. (Durchkreuzt diesen Punkt ebenfalls.) Es war eine Schuld von vor meiner Zeit und kann der Zeit nach mir überlassen bleiben. . . . (Setzt das Lesen fort.) 3) will der Kaiser das sogenannte Land Hadeln, welches an Bremen und Verden grenzt, an Schweden abtreten. (Wird durchkreuzt.) . . . . Gott sei Dank, auch ohne diesen Fleck besitze ich Land genug. (Liest weiter.) 4) wenn der König von Schweden eine mäßige Geldsumme verlangte, so wäre der Kaiser bereit, sie sogleich zu erlegen. (Neues Durchkreuzen) . . . memini me esse Alexandrum, non mercatorem *) . . . (Erhebt sich rasch vom Tisch.) Nun was meint Ihr?“

Kurze Pause, während Piper und Hermelin bestürzt und verlegen über das, was sie gesehen und gehört haben, Blicke wechseln und sich zu sammeln suchen.

Piper (nachdem er an Carl herangetreten, mit

---

*) Ich weiß, daß ich Alexander, nicht ein Kaufmann bin.

tiefer Verneigung, aber freimüthig:) „Gnädigster König! Ich beklage Schweden und die, welche Ew. Majestät folgen; denn ich sehe, Ew. Majestät wollen sich noch mehr Feinde auf den Hals ziehen. Alle Vergleichsvorschläge des Kaisers ablehnen, den Brief des Kaisers durchkreuzen, ist schon so gut, als ihm den Krieg erklären.“

Carl: „Ich saß, und machte die Kreuze in Gedanken. Das ist nun einmal geschehen. Sagt, was wir weiter thun sollen?“

Neue und lange Pause. Nach viertelstündigem Schweigen bleibt der König in der Mitte des Saals, in seiner gewöhnlichen majestätischen Stellung, den Schwerdtgriff unter dem Arme und das Ende der Scheide am Fuße, stehen, indem er zu Piper sagt:

„Setzt eine freundliche Antwort an den Kaiser auf, in folgendem Sinne: Wir hätten sein Schreiben erhalten und erkennten mit voller Genugthuung die Vorschläge an, welche der Kaiser zur Wiederherstellung des alten Vertrauens zu machen beliebt habe. Wir wären auch für Unser Theil geneigt, darauf einzugehn, hätten indeß für jetzt Unsere Gründe, dem Kaiser mit den vorgeschlagenen Bedingungen nicht beschwerlich fallen zu wollen, begehrten vielmehr einzig und allein, daß die lutherisch-evangelischen Kirchen in Schlesien, welche nach und nach eingezogen und von den päpstlichen Priestern in Beschlag genommen seien, zurückgegeben und die Religionsverhältnisse genau nach den Bestimmungen des Westphälischen Friedensschlusses geordnet würden.“

Der Königl. Rath Piper und der Staatssecretair Hermelin wechseln beredte Blicke.

Dritter Auftritt.

(Carl's XII. Lager.)

Der König, umgeben von einem zahlreichen Stab zu Pferde, macht eine Runde durch die in die Winterquartiere verlegten Regimenter. Bei dem Trosse wird er eine Person gewahr, die nur in eine weiße Jacke gekleidet und in einen Rüstwagen eingebettet ist, dessen Verdeck halb offen steht, um theils gegen die Sonne zu schützen, theils frische Luft schöpfen zu lassen.

Der König (indem er hält und sich zu dem neben ihm reitenden Obersten Appelgrén wendet:) „Wer liegt dort im Wagen?"

Appelgrén: „Der unglückliche Fähndrich Piper von der Garde, der sich die Füße erfroren hat."

Der König (an den Wagen heranreitend, indem er sich an einen daneben stehenden Soldaten wendet:) „Schläft er?"

Der Soldat: „Ich weiß nicht, doch war er eben wach."

Fähndrich Piper dreht sich um im Wagen.

Der König: „Wie steht's mit Euch?"

Der Fähnrich: „Noch recht schlecht, Ew. Majestät! ich kann noch mit keinem Fuß auftreten."

Der König: „Ist etwas von den Füßen fort?"

Der Fähnrich: „Hacken und Zehen sind fort.“

Der König: „Läpperei, Läpperei! (Setzt seinen Fuß auf den Sattelknopf und zeigt mit der Hand auf die Hälfte seines Fußblatts:) Ich habe welche gesehn, die so weit den Fuß verloren, nachdem sie sich aber den Stiefel ausgestopft hatten, eben so gut wie vorher gehn konnten. . . . (Zum Oberst Appelgrén gewendet) Was sagt der Feldscheer zu ihm?“

Appelgrén: „Nach seiner Meinung wird er die Füße wieder etwas brauchen können.“

„Der König: „So wird er auch wohl springen können?“

Appelgrén: „Er mag Gott danken, wenn er gut gehen kann, aber an springen wird er schwerlich denken dürfen.“

Der König (indem er mit seinem Gefolge weiter reitet:) „Schade um ihn, er ist so jung.“

Im Lager der Reiterei hört man laute und gräßliche Flüche.

Der König hält überrascht an, winkt einem Reiter und fragt: „Was ist dort los?“

Der Reiter: „Ein Corporal ist betrunken.“

Der König (unwillig): „Ruf den Profoß, er soll den gottlosen Gesellen verhaften.“

Es geschieht. Der Corporal leistet Widerstand, wird aber von dem Profoß übermannt, der ihm Handschellen anlegt.

Der Corporal (schreiend:) „Ich lag in den Schlingen des Teufels und konnte mir selbst nicht helfen.“

Wird fortgeführt.

Der König: „Das ist Gotteslästerung und muß mit dem Leben gestraft werden.“

Bestürzt und niedergeschlagen blickt des Königs Umgebung bald diesen, bald sich gegenseitig an.

Sobald der König in seinem Hauptquartier vom Pferde gestiegen, schickt er zum Oberhofprediger Malmberg.

Der König (nachdem er den Vorgang mit dem Corporal umständlich erzählt hat:) „Ihr kennt jetzt das Nähere des Verbrechens, Doctor Petrus, ich wünsche Euer Gutachten darüber, ehe ich das Urtheil fälle.“

Malmberg: „Großmächtigster Herr und König! Gewiß hat jener Mann sich schwer versündigt; aber dennoch ist sein Verbrechen keineswegs als Gotteslästerung zu betrachten, sondern besteht nur in dem strafbaren Mißbrauch eines geistlichen Liedes. Dazu hat er es in einem Zustande der Ueberladung und da er von Sinnen war, verübt.“

Der König: „Dennoch ist und bleibt es in einem gewissen Grade Gotteslästerung, denn dasselbe, was das Lied sagt, sagt uns Gottes Wort, nehmlich: daß wir gefangen in den Schlingen des Bösen uns selber nicht helfen können. Deßhalb mußte Gottes Sohn Mensch und unser Erlöser werden; derjenige, welcher Scherz mit jenem Liede treibt, treibt auch Spott mit Gottes Wort und mit unsrer Erlösung. Daß der Mann betrunken, mildert sein Verbrechen nicht. Ein trunkner Mann spricht aus Herzensgrunde. Hätte er niemals nüchtern solche Gedanken gehabt, sie wären ihm auch in seiner Völlerei

nicht entfallen, und nur mit dem Tode kann er ein so gräßliches Verbrechen sühnen.“

Lebhafte und anhaltende Bemühungen von Seiten des Königl. Raths Piper, des Staatssecretairs Hermelin und der übrigen Anwesenden, das Leben des Corporals zu retten. Lange bleibt der König unerweichlich. Endlich aber giebt er seine Zustimmung, daß der Corporal, statt am Leben gestraft zu werden, zwischen 300 Mann 9 Mal Spießruthen laufe, öffentlich Kirchenbuße thue und zum gemeinen Soldaten degradirt werde.“

Vierter Auftritt.

(August II. Residenz in Dresden.)

Der Japanische Palast mit seinem anmuthigen Garten, beides erst kürzlich von dem König August (dem zweiten von Polen) angelegt, dessen stark vergoldete Statue, welche den König zu Pferde im gestreckten Galopp nach Polen reitend, wohin seine Augen gewendet sind, darstellt, auf dem Neustädter Markte wahrgenommen wird. Auch die stattliche Brücke über die Elbe, welche mit ihren Wellen die äußere Seite des Gartens bespült, ist sichtbar. Die sächsische Reiterei in rother und gelber Uniform, mit weißen Lederhosen auf pechschwarzen Pferden, hält vor dem Schlosse Wacht. Im Innern wird die Wache von 50 Mann Schweizern in gelber Uniform mit blauen Schnüren und mit keinen andern Waffen als einer Handpike und einem Säbel an

der Seite, versehen. Im Schlafgemache, dessen kostbare Tapeten aus künstlerisch in einander verschlungenen buntfarbigen ostindischen Vogelfedern bestehen und wo ein großer Divan, mit eben solchem Ueberzuge, den Hintergrund einnimmt, steht König August an ein Fenster gelehnt und spricht unter vier Augen mit einem Abgesandten des schwedischen Monarchen (Cederhjelm). Ein Halstuch mit langen Brabanter Spitzen und eine Weste von Silberzeug schimmern aus dem Morgenrocke von rosenrother Seide hervor, in dem August eingehüllt ist.

Cederhjelm: „Es ist mir das glückliche Loos zu Theil geworden, Ew. Majestät die angenehme Nachricht zu überbringen, daß der König, mein Herr, gewillt und bereit ist, mit seinem Heere Sachsen zu verlassen.“

August: „Ich sehe dies natürlich mit Vergnügen; gern hätte ich gewünscht, die persönliche Bekanntschaft des Königs, Ihres Herrn und meines Vetters, in andrer Weise und unter anderen Verhältnissen, als geschehen, zu machen .... Ist dies Alles, was Se. Majestät mir sagen zu lassen hat?“

Cederhjelm (sichtbar verlegen): „Noch eine Sache habe ich vorzutragen, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle meines Königs nur mit vorheriger Erlaubniß Ew. Majestät.“

August (verwundert und ungeduldig): „Machen Sie keine Umschweife! .... Was ists? ... Sie können doch nimmer etwas Höheres begehren, als die Königskrone, die Sie bereits mir abgefordert und erhalten haben?“

Cederhjelm: „Nein, Ew. Majestät! ich habe keine Forderung zu stellen, es betrifft nur eine Sache freundschaftlichen Vertrauens zwischen Ew. Majestät und meinem Könige.“

August (Cederhjelm die Hand reichend): „Parole!“

Cederhjelm: „Mein gnädiger König hegt das Vertrauen zu Ew. Majestät, daß der Churprinz von Sachsen bei dem evangelischen Bekenntnisse belassen bleibe.“

August (lachend): „Wie kommt Se. Majestät auf den Gedanken, sich um meinen Sohn zu bekümmern.“

Cederhjelm: „Ich vermuthe . . .“

August: „Nun, und was vermuthen Sie?“

Cederhjelm: „Es geschieht dies auf meine eigene Meinung und ich muß daher aufs neue um gnädige Erlaubniß bitten.“

August: „Sehr gern ertheilt. Parole! Reden Sie frei heraus.“

Cederhjelm: „Ew. Majestät haben selbst beliebt, Ihr Glaubensbekenntniß zu wechseln, dies wird dem Könige, meinem Herrn, Veranlassung zu dem Gedanken gegeben haben, daß man in der Zukunft auch den Churprinzen dazu bestimmen werde.“

August (sich Cederhjelm nähernd und ihm auf die Schulter klopfend): „Mein lieber Cederhjelm, was ich um der elenden Polnischen Krone willen gethan, trifft meinen Sohn nicht. Es sollte mir lieb sein, wenn ich Sultan in Constantinopel werden könnte, ich würde dann sogleich auch Mohammedaner werden.“

Außer Fassung gebracht von dieser unerwarteten und offenen Antwort verneigt sich Cederhjelm schweigend und entfernt sich. August wirft sich nachlässig auf ein Sopha, streckt sich aus, gähnt dazwischen und kaut an seinen Nägeln.

Fünfter Auftritt.

Ein Kammerherr in reich mit Gold gestickter Kleidung kommt eilig hinein und verneigt sich tief: „Ihre Excellenz die Frau Gräfin Königsmark!“

August (mit spöttischer Betonung, während er sich in sitzende Stellung bringt): „Die Frau Gräfin ist willkommen . . . Keiner möge bei meiner Ungnade sich diesem Zimmer nahen, ehe ich klingle. Ihr seid mir verantwortlich, daß mein Wille befolgt wird.“

Der Kammerherr (seinen Körper in einen Halbzirkel nach dem Fußboden krümmend): „Wie Ew. Majestät befehlen.“

Kaum hat der Kammerherr das Zimmer verlassen, so werden beide Flügelthüren aufgerissen, und Aurora Königsmark tritt ein. Sie ist in schwarzem Sammet gekleidet, der sich dicht an den schlanken Leib anschließt und die blendende Weiße ihrer Haut erhöht. Um die Hüften blitzt ein Gürtel von Juwelen und um den schönen Hals schlingt sich mehrere Mal eine Schnur von großen echten Perlen. Die offene hohe Stirne beschattet reiches, wie Seide weiches, rabenschwarzes Haar,

das mit besonderer Anmuth geordnet und im Nacken mit einem künstlich gearbeiteten Elfenbeinkamme befestigt ist. Die feinen schwarzen Linien der Augenbrauen ziehen sich über ein Paar große, dunkle, feurige Augen, aus welchem Strahlen von wunderbarem unwiderstehlichem Glanze hervorleuchten. Die antik geformte Nase senkt sich gegen einen ungewöhnlich kleinen Mund, dessen purpurfarbene Lippen zwei Reihen von Zähnen umschließen, die an Ebenmäßigkeit und Weiße den orientalischen Perlen um Aurora's Hals nichts nachgeben.

Mit majestätischer, aber ungezwungener Haltung und leichten, luftigen Schritten, die unter einem weißseidenen Strumpfe mit rothen Zwickeln den niedlichsten Fuß verrathen, nähert sie sich dem Sopha, wo der Churfürst Exkönig sitzt. Dieser erhebt sich, verschlingt mit Blicken glühender Begierde die Anmuth seiner Geliebten vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, geht ihr einige Schritte entgegen, umarmt sie und drückt einen feurigen Kuß auf ihre Stirn. Dann reicht er ihr die Hand und führt sie zum Sopha, wo sie Beide neben einander Platz nehmen.

August: „Bei allen Heiligen, Dich selbst natürlich mit einbegriffen, Aurora! ein zweites Mal lasse ich Dich nicht fort. Lieber mag es bei dem Verlust der Polnischen Krone, die der schwedische Bär mir geraubt hat, bleiben, als daß ich, um sie wiederzugewinnen, die Gefahr wage, daß seine Klauen auch Dich festhalten... Nun, wie aber ist Deine Sendung sonst abgelaufen?“

Aurora (schalkhaft und indem sie thut, als ob sie mit ihrem Fächer dem Könige einen Schlag in das Ge-

sicht geben wollte): „Eher gebührte es mir, zu fragen, wie Ew. Majestät mich mit Aufträgen zu solch einem Wilden schicken konnten? Um eben so aufrichtig als kurz zu sein, es ist mir mit meinen Unterhandlungen völlig so geglückt, wie Ew. Majestät mit Ihren Schlachten.“

August (verletzt): „Nicht diesen Ton, Aurora! In Sachsen fahre ich fort, Herr über Leben und Tod zu sein. Schweden hat noch mehr Bauer in Bereitschaft für die Vögel, die ich fortjage. Paykull und Patkull . . “

Aurora (ihn unterbrechend): „Pfui, daß Ew. Majestät selbst mit etwas scherzen können, was Ihre Anhänger lieber als alles Andre in Vergessenheit bringen möchten. Ein Glück ists, daß die Grausamkeit des schwedischen Bären den allgemeinen Abscheu auf sich gelenkt hat.“

August: „So urtheilen nervenschwache Weiber. Was für Grausamkeit liegt denn darin, ein paar Personen ins Gefängniß zu setzen, von denen der Eine so unehrbietig von meinem Vetter Carl geschrieben, wie Paykull in seinem Briefe an mich, und der Andre mit Rath und That in meinem und im Dienste des Czars ihm so viel Böses zugefügt hat, wie Patkull?“

Aurora: „Ew. Majestät scheinen nicht zu wissen, daß Ihr Vetter Carl bereits Paykull hat enthaupten lassen?“

August (gleichgültig): „Wirklich? . . . (mit höhnischem Lachen): Dann möchte ich in Wahrheit auch nicht die kleinste Scheidemünze für den Kopf des Sünders Patkull geben! Aber das sind Dinge, die mich weder was

angehn, noch interessiren . . . Zu etwas Anderm jetzt! Beschreibe mir Deinen Empfang im schwedischen Hauptquartier, schöne Gräfin!"

Aurora (mit auflodernden Unwillen): "Mit vier Worten kann ich diesen Wunsch erfüllen: Ich wurde nicht empfangen."

August (verwundert): "Soll ich glauben, was Du sagst? Die Gräfin Königsmark, die wunderschöne Aurora, die mein Vertrauen ehrt, hat drei Tage in der Nähe des schwedischen Hauptquartiers verweilt, ohne Audienz zu erhalten? Rathe wer will, den Grund dieser Laune!"

Aurora (den König stolz anblickend): "Ich kann das Räthsel lösen; denn Gott sei Dank! habe ich zuverlässige Freunde und Bekannte an allen nordischen Höfen, auch wenn sie auf Reisen oder im Felde sind. So weiß ich also aus sicherer Quelle, daß Ew. Majestät eigensinniger Verfolger, der besser zum Prior in einem Kloster oder zum Anführer für Eunuchen paßte, als auf einen Thron, sich vor Allem scheut, was Frauenzimmer heißt und mir noch besonders zur Last legt und als Verbrechen und Sünde anrechnet, die erklärte Geliebte Ew. Majestät zu sein."

August (spöttisch): "Welcher Tölpel! . . . Welch ein Narr! . . . Wie man die Hoheitsrechte eines gekrönten Haupts so vergessen kann! . . . So lange dieser Mensch die Macht hat, ist an Frieden und Ruhe nicht zu denken . . . Doch auf alle Fälle hast Du nicht viel dabei verloren, daß er Dich nicht zur Tafel geladen hat. Es geht dort weder lecker noch lustig zu. Bei

seinen Mahlzeiten herrscht eine Stille, wie man sie kaum bei Leichenbegängnissen entschuldigt . . . Laß Dich diese Beleidigungen eines Wilden nicht kümmern, Aurora! Ich liebe Dich von dieser Stunde an doppelt, liebe Dich mit meiner ganzen, unaussprechlichen Liebe, verstärkt durch meinen vollen, grenzenlosen Haß gegen ihn. Deine und meine Demüthigung ist es, die ich jetzt zu rächen habe, und gäbe es einen Eid, der heilig genug für mich wäre, um mich zu binden, ich würde ihn darauf schwören, daß wir früher oder später gerächt werden."

Aurora: "Weniger an die Eide, als an den Vortheil, mehr an die Leidenschaften, als an gute Vorsätze der Majestät glaube ich. Und also glaube ich, daß die Rache nicht versäumt wird, wenn die Gelegenheit dazu sich darbietet. Und so kann es Ew. Majestät gleichgültig sein, worauf sich mein Glaube gründet."

August: "Preise Dein glückliches Geschick, das Dich nicht zur ersten Sultanin im Harem des Großherrn, sondern dem Herzen eines milden christlichen Herrschers lieb machte. In Constantinopel würde man Dir ohne Umstände die böse Zunge aus dem Munde schneiden; in Dresden begnüge ich mich, auf diese Weise Deinen Mund zu versiegeln."

Umarmt und küßt sie.

Aurora (schalkhaft): "Ew. Majestät christliche Weise zu verfahren ist schon deshalb der erwähnten türkischen weit vorzuziehen, weil man hinterher von diesem und jenem, was gut zu wissen ist, sprechen kann... z. B. von gewissen Eigenthümlichkeiten des wilden Menschen."

August (aufmerksam): „Ah! Du hast Entdeckungen gemacht. Ich mußte das erwarten von einer so feinen Unterhändlerin, die mit den schlausten Staatsmännern Europa's in Berührung gestanden hat."

Aurora (lächelnd): „Und sich damit rühmen kann, aus Ew. Majestät Allerhöchsteigner Schule hervorgegangen zu sein . . . Der König von Schweden ist hartnäckig und eigensinnig. Sogar seinem listigen Günstlinge Piper fällt es zuweilen schwer, mit ihm auszukommen und kürzlich konnte er ihn kaum von seinem lächerlichen Vorsatz abbringen, den Czar zum Zweikampf herauszufordern. Personen, denen er sonst unangemeldet freien Zutritt zu seinem Zimmer oder Zelt vergönnt, müssen auf seine augenblickliche Laune sorgfältig achten. Sie zeigt sich bei seinen ersten Worten, in seinen Mienen und Gebehrden. Wenn er nachdenklich aussieht und allein sein will, thun sie am Besten, ohne Weiteres sich zu verneigen und sogleich wieder ihrer Wege zu gehn. Unterlassen sie das, so geht er selbst heraus, ruft nach seinem Pferd und reitet fort. Hat er dagegen nichts besonders Wichtiges zu denken, so ist er zugänglich und offenherzig, und duldet, wohlverstanden unter vier Augen, ein freies Wort, sofern es mit der gebührenden Bescheidenheit gesprochen wird."

August (schnell): „Siehst Du! mit gekrönten Häuptern ist nicht zu scherzen . . was zur Nachahmung diene."

Aurora (schmeichelnd): „Doch aber wäre ihr Leben ziemlich einsam, sehr traurig, wenn Niemand ihnen

anders als mit Ernst und in Unterthänigkeit zu nahen wagte; oder nicht?"

August (schließt Fräulein Königsmark in seine Arme): „Ja, Du Versucherin! ohne die Liebe wäre das Leben eine Wüste . . . Für die Liebe giebt es keinen Rang . . ."

Zärtliche Liebkosungen. Das Gespräch hört auf, ohne daß die Glocke den Wachthabenden das Zeichen giebt.

Sechster Auftritt.

(Das schwedische Dragoner-Lager.)

Oberst Helm geht in seinem Zimmer auf und ab, beschäftigt, seinem an einem Tische sitzenden Adjudanten Dienstbefehle zu dictiren, welche dieser niederschreibt. Man hört im Lager Trompetenstöße. Gleich darauf tritt ein Dragoner ein, richtet sich vor dem Obersten und übergiebt diesem ein zusammengelegtes versiegeltes Papier.

Dragoner: „Aus dem Hauptquartier."

Oberst: „Gut. Rechtsum! Marsch!

Der Dragoner macht Kehrt.

Der Oberst bricht das Siegel und liest: „Parole und Losung: Gottes Gericht. Gott befohlen. Carolus" . . . Ja so. Nichts Andres . . . Schreibt! Es ist für Morgen, den Michaelistag, den 29. September 1707."

Die durch die Ankunft des Schreibens unterbrochene Arbeit wird fortgesetzt.

Nach einiger Zeit schmettern die Trompeten aufs Neue und die Feldwache ruft: „Ins Gewehr.“

Der Oberst hört auf zu dictiren; der Adjudant legt die Feder aus der Hand; beide eilen, sich die während der Arbeit abgelegten Pallasche wieder anzuschnallen.

Oberst: „Zum Teufel! Was bedeutet das? Das klingt ja wie Lärm?“

Ein Cornet (hineinstürzend): „Eine bedeutende Truppenabtheilung zu Pferde sprengt von dem großen Landwege her auf den Platz der Leibschwadron zu. Entfernung, Finsterniß und Staub machen es unmöglich, zu unterscheiden, ob es Freunde oder Feinde sind.“

Oberst: „Zu Pferd! für alle Fälle. Mag es dann der Böse selbst sein, wir werden ihm die Spitze bieten.“

Alle sind im Begriff hinauszueilen und ihre Pferde zu besteigen, als sie in der Thür einer Ordonnanz begegnen, welche den Oberst benachrichtigt, daß 300 Mann von Generalmajor Meyerfelt's Dragonern eben jetzt als Sicherheitswache eines Gefangenen angekommen seien und daß der Befehlshaber der Truppen mit dem Oberst Helm unter vier Augen zu sprechen wünsche.

Der Oberst (seinen langen Schnurrbart streichend in scherzendem Ton): „Mag geschehen. Und da dies Zimmer zu gleicher Zeit Schlafgemach, Vorzimmer, Cabinet und Audienzsaal ist, so mögt Ihr hinausgehen und frische Luft schöpfen, Burschen, während der fremde Offizier die verlangte Audienz erhält. Die Ordonnanz ersuche ihn, einzutreten.“

Gesagt gethan.

Der fremde Offizier tritt ein.

Oberst Hjelm (freundlich): „Willkommen, Camerad! Ihr Name und Dienstrang sind mir noch unbekannt.“

Der Offizier: „Hans Dumky, Volonteur-Capitain, gegenwärtig mit einer Abtheilung des Regiments Meyerfelt an den Herrn Obersten abgesandt, um den berüchtigten Landesverräther Johann Reinhold Patkull abzuliefern, welcher einige Monate bei den Meyerfeltern gefangen gehalten wurde.“

„Hjelm (rasch und unwillig): „Soll ich jetzt seine Bewachung übernehmen?“

Dumky: „Ja.“

Hjelm (zornig): „Wahrlich, ein herrliches und angenehmes Geschäft!“

Dumky: „Doch wie ich glaube, wenigstens kein langwieriges.“

Hjelm (hastig): „Wie so?“

Dumky (indem er ein versiegeltes Schreiben übergiebt): „Darüber dürfte dies hier dem Herrn Obersten nähere Auskunft geben.“

Hjelm nimmt, öffnet und lies't das Schreiben. Je weiter er ließt, desto mehr verfinstern sich seine Blicke, desto mehr furcht sich seine Stirn. Nachdem er mit dem Lesen zu Ende, bleibt er einige Secunden unbeweglich und stiert mit den Augen auf das Papier. Nachdenklich schüttelt er den Kopf.

Dumky (nachdem er vergeblich darauf gewartet hat, daß Hjelm das Schweigen brechen werde): „Der Herr

Oberst wolle die Güte haben mir schriftlich zu bezeugen, daß ich den Gefangenen und das Schreiben richtig abgegeben habe.«

Hjelm fährt mit der Hand über seine Stirn und streicht seinen Schnurrbart. »Also kein böser Traum ist's! . . . Richtig . . . Sie sollen die Bescheinigung haben, Capitain! (Eilt zur Thür und ruft hinaus): Der Adjudant!«

Dieser kommt hinein.

Hjelm: »setzt eine Bescheinigung auf, daß Capitain Dumky den gefangenen Landesverräther Patkull nebst einem Schreiben mit Verhaltungsbefehlen aus dem Hauptquartier hierhergebracht und abgeliefert hat. Ich werde unterdessen hinausgehen und zusehen, daß der Unglücksvogel in sicherm Gewahrsam kommt. Der Herr Capitain wolle mir folgen!«

Sie gehen. Der Adjudant setzt sich hin und schreibt.

Nach einiger Zeit kehren Hjelm und Dumky zurück, ersterer unterzeichnet die Bescheinigung und giebt sie an Dumky, welcher sich hierauf entfernt.

Siebenter Auftritt.

(Dasselbe Zimmer. Der folgende Tag.)

Der Regimentspastor Hagen (hineintretend): »Der Herr Oberst hat die Güte gehabt, mich rufen zu lassen.«

Oberst Hjelm (sichtbar verstimmt): »Ja . . . (Oeffnet die Thüre und ruft hinaus): Schildwach! außer mit

Befehlen vom Hauptquartier oder mit Nachrichten vom Feinde, wird, bis ich weitere Vorschriften gebe, Niemand eingelassen.“

Schildwache (draußen) „Nach Befehl! Gott erhalte unsern gnädigen Herrn Oberst!“

Hjelm (nachdem er die Thüre verschlossen zu Hagen): „so viel ich mich erinnere, sagten Sie vorhin in Ihrer Predigt: je mehr Jammer und Tod in uns ist, desto reichlicher werden wir Trost und Leben finden in ihm, in Christus nehmlich. War es nicht so?“

Hagen: „Ja allerdings. Der Herr Oberst ist ein eben so aufmerksamer wie fleißiger Zuhörer des Worts Gottes. Die angeführte Stelle ist aus unsers preiswürdigen Luthers Kirchenpostille vom 16 Sonntage nach Trinitatis, welcher in diesem Jahre auf den Michaelistag fällt; denn wir schreiben heute den 29 September.“

Hjelm: „Sie werden noch heut Gelegenheit haben von jenen Worten näheren Gebrauch bei einem Todesgefangenen zu machen, den Sie zu seinem letzten Gange vorbereiten sollen. Morgen wird er hingerichtet.“

Hagen (betroffen und zweifelnd:) „Gebe Gott seine Gnade dazu, daß eine christliche Vorbereitung in so kurzer Zeit vollbracht werden könne!“

Hjelm (barsch:) „Es muß geschehen; es ist des Königs bestimmter Wille. Es liegt mir eben so viel ob wie Ihnen. Denn während Sie, Herr Pastor, den Gefangenen zum Tode bereiten, habe ich für die Anstalten zur Hinrichtung Sorge zu tragen, und, bei meinem

Schwerdt! diese sind eben so wenig leicht mit Schnelligkeit ins Werk zu setzen als sie angenehm sind."

Hagen: "Der Herr Oberst hat vielleicht die Güte mir die Beschaffenheit des Verbrechens so wie den Namen des Missethäters und die Art der Todesstrafe mitzutheilen."

Hjelm (mit erkünstelter Kälte): "Der Unglücksvogel, der morgen seine Landesverrätherei mit dem Tode sühnen soll, heißt Johann Reinhold Patkull. Dies bleibt jedoch für heut unter uns. Was die Todesart betrifft, so wird sie zu seiner Zeit offenbar werden."

Hagen (bestürzt): "Allmächtiger Gott! . . . Der frühere General des Königs von Polen und nachmalige Gesandte des Czars bei diesem."

Hjelm (ihn unterbrechend und indem er auf dem Boden stampft): "Der Landesverräther gegen Schweden und Hochverräther gegen Se. Majestät, unsern allergnädigsten König! . . Und nun kein Wort mehr . . . Sie wissen, was ein Befehl vom König Karl sagen will und damit Punctum!"

Hagen (der sich zu fassen sucht): "Wird mir gestattet sein, ohne Zeugen mit dem Gefangenen zu sprechen?"

Hjelm (nach einigem Besinnen): "Ja . . . Der Offizier, der sonst beständig drinnen bei Patkull ist, soll Befehl erhalten, das Zimmer zu verlassen, wenn Sie kommen. Sagen Sie ihm das in meinem Auftrage selbst."

Hagen: "Die Augenblicke sind gezählt und kostbar

für den armen Menschen; ich muß daher eilen, das wichtige und traurige Amt zu beginnen.“

Hjelm (indem er seine Bewegung bemeistert): „Möge Gott Ihr Vorhaben segnen!“

Nachdem der Regimentspastor fort ist, macht der Oberst, die Hände ringend, einige hastige Schritte durch das Zimmer. Dann bricht er aus: „In Stücke möchte ich mich schießen lassen, hätte König Carl nie ein so unbarmherziges Urtheil unterzeichnet, und wahrlich, lieber stürmte ich gegen eine feindliche Batterie, als daß ich den Befehl bei einer so scheußlichen Hinrichtung führe.“

Achter Auftritt.

(Das Gefängniß.)

Nachmittags 3 Uhr.

Patkull, in Ketten geschlossen, auf seinem Bett liegend, richtet sich auf, während der in der Stube befindliche Offizier die Thüre öffnet und der Regimentspastor Hagen in das Gefängniß tritt.

Hagen (nach einer Verbeugung): Der hohe Herr wolle meinen Besuch nicht ungnädig aufnehmen. Aber ich weiß, ein betrübtes Herz, wie jetzt das Ihrige sein muß, bedarf des Trostes aus Gottes heiligem Worte, dessen geringer Diener ich bin.“

Patkull: „Ihr Besuch ist mir lieb, Herr Pastor! Haben Sie vielen Dank für Ihre Bemühung. In der

That, kein Besuch ist mir angenehmer als der von Geistlichen. Was hört man sonst Neues, Herr Pastor?"

Hagen: "Gnädiger Herr! ich hätte Ihnen etwas Besonderes zu vertrauen, wenn wir allein sind."

Patkull verneigt sich im Bette sitzend gegen den wachhabenden Offizier, zu dem Hagen heran tritt und ihm ins Ohr flüstert: "Ich habe von dem Herrn Obersten Befehl, mit dem Gefangenen allein zu sprechen."

Der Offizier sieht mit scharfen Blicken bald Hagen, bald Patkull an, geht aber dann hinaus.

Patkull (springt auf, ergreift hastig Hagen's Hand und sagt mit bewegter Stimme): "Ach mein lieber Herr Pastor, was haben Sie mir zu sagen?"

Hagen: "Ich bringe Ihnen, hoher Herr, Hischiä Botschaft, dieselbe nehmlich, welche der Prophet Esaias dem König Hischia überbrachte: bestelle Dein Haus, denn Du mußt sterben und wirst morgen Abend nicht mehr unter den Lebendigen weilen."

Patkull wirft sich auf sein Lager und schweigt, zahlreiche Thränen überströmen sein Antlitz.

Hagen (tröstend): "Mein gnädiger Herr, Sie sind ein so aufgeklärter Mann in vielen Wissenschaften und ein vernünftiger Christ und haben gewiß früher schon daran gedacht, daß jenes früher oder später eintreten würde. Die Nachricht davon jetzt, muß sie daher weder überraschen, noch Ihnen allzutief zu Gemüth gehn."

Patkull (während seine Thränen fortwährend fließen): "Ach, wohl kenne ich das Sprüchwort: "Mensch du mußt sterben! aber dieser Tod wird mir allzu gräßlich und bitter werden."

Hagen: „Die Todesart selbst und wie sie ausgeführt werden soll, sind mir zwar unbekannt; aber voll und fest glaube ich, daß es ein seeliger und der Seele eben so gedeihlicher wie dem Körper schmerzlicher Tod sein wird.“

Patkull (setzt sich wieder im Bette, faltet seine Hände und erhebt den Blick aufwärts): „Nun so schenke mir, Jesus, einen seligen Tod! . . (sich nach der Wand wendend und gegen sie stützend:) O August, August, wie wirst Du das dereinst verantworten können! Und du Reduction in Liefland und Schweden, du bist die Mutter alles meines Unglücks!“

Hagen: „Laßt die Gedanken an weltliche Dinge fahren und richtet sie statt dessen auf die himmlischen, dann wird die noch übrige kurze Zeit desto heilsamer zur Besserung angewendet.“

Patkull: „O mein lieber Herr Pastor! Das Herz ist ein alter Sumpf, von böser Materie voll, und kann nicht gesund und getröstet werden, ehe diese nicht heraus ist. Laßt mich daher aussprechen, was mir auf dem Herzen liegt und mich am meisten quält . . . Du, Reduktion, die so Viele zu Bettlern machte, du allein bist die Urheberin des Verbrechens, dessen ich beschuldigt werde. Der hochseelige König Carl XI. klopfte mich auf die Schulter und sagte: Ihr vertheidigt die Rechte Eures Vaterlands als ein redlicher Mann. Und was sollte ich Andres thun? Böse Menschen aber mischten die Karten um. Gott verzeihe dem Hastfehr; er hat viel zu meinem damaligen Unglück beigetragen. Anfangs verleitete, dann verblendete, zuletzt verfolgte er mich. Bald aber

werde ich Dich und meine übrigen Widersacher vor Christi Richterstuhle sehn. Auch Bergenhjelm handelte übel gegen mich, aber was er that, that er auf Befehl . . . O Schweden, Schweden, nicht mit Spiel, Tanz und Lachen bin ich von Dir abgefallen, das weiß Gott! Aber was sollte ich thun, wohin sollte ich gehen? Unter die Erde konnte ich nicht kriechen, in ein Kloster wollte ich meines Glaubens wegen nicht treten, und bei den verbündeten Fürsten war ich nicht sicher. Man sagt wohl, Du gingest zu unsren Feinden und wurdest dadurch die Ursache zu diesem blutigen Kriege. Welch schiefe Folgerung doch! Ich kam zu ihnen als ein armer Verfolgter, nicht als Rath oder Angeber, dazu tauge ich nicht und man hielt mich auch nicht für tauglich dazu. Denn als ich nach Sachsen kam, war Alles schon fertig, die Truppen waren zum Abmarsch bereit, das Bündniß mit Dänemark, Polen und Moskau geschlossen und ich noch in keinem Ansehen dort. . .“

Hagen: „Ich bin gezwungen, daran zu erinnern, daß der gnädige Herr sich allzusehr in weltliche Sachen vertieft, statt . . .“

Patkull (ihn unterbrechend, indem er die Hand des Geistlichen ergreift, wobei seine Ketten klirren): „Vergönnt mir die Zeit, zuvörderst von diesem Irdischen Abschied zu nehmen, später werde ich kein Wort darüber verlieren . . . Was sind Sie für ein Landsmann, Herr Pastor?“

Hagen: „Ein Schwede und aus Stockholm gebürtig.“

Patkull: „Das ist mir lieb, sehr lieb, daß auch

die Schweden etwas von mir zu reden haben können. Mein Herr Pastor! Ein gutes schwedisches Herz hatte ich, das weiß Gott, wenn man mir es auch nicht zutraute, und das können sie aus Folgendem sehen und schließen. So gering ich bin, so kann ich doch ohne Prahlerei behaupten, daß ich dem Churfürsten von Brandenburg zu dem Throne verholfen habe, was er auch in seinem Gewissen nicht leugnen kann. Zur Belohnung ließ er mir eine ansehnliche Summe Geld anbieten, ich aber lehnte sie ab und erwiederte, die größte Belohnung würde mir sein, wenn Se. Majestät mir dazu verhelfen könnte, daß ich die Gnade des Königs von Schweden wiedergewänne. Man versprach es mir und der preußische Envoyé in Stockholm, Graf Dohna, that deshalb Schritte; aber die Thür der Gnade war für mich am schwedischen Hofe verschlossen. Späterhin erwies ich dem Höchstseeligen Kaiser einen großen und wichtigen Dienst in den spanischen Angelegenheiten, mit denen er, ohne mich zu rühmen, sonst wenig zurecht gekommen wäre. Zur Belohnung ward mir eine Anweisung auf 5000 Reichsthaler angeboten, aber ich nahm die Schrift und legte sie in tiefster Unterthänigkeit dem Kaiser zu Füßen, indem ich mir eine bessere erbat. Se. kaiserliche Majestät meinte, daß ich mit der Summe nicht zufrieden sei. Ich aber erwiederte: Allergnädigster Herr und Kaiser, ich möchte mir statt dessen ein Fürwort bei dem schwedischen Hofe unterthänigst erbitten. „Das sollen Sie haben,“ sagte der Kaiser, und es ward auch geschrieben und abgesandt; doch vergebens; keine Gnade war für mich zu erlangen bei dem Könige von Schweden. Und um

keine Gelegenheit zu versäumen, begab ich mich nach Moskau, wo Ihre Gesandtschaft damals war. Gewiß haben Sie davon erzählen hören, Herr Pastor?"

Hagen: "Ja, ich hatte die Ehre, Hofpredicant bei derselben Gesandtschaft zu sein, und hatte damals auch das Glück, Sie zu sehn und kennen zu lernen."

Patkull (lebhaft): "So sind Sie derselbe. So wundere ich mich nicht, daß ich Sie gleich im Anfange wieder zu erkennen meinte. Ja, mein Herr Pastor! damals bemühte ich mich durch Vermittelung des Czaren, wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden, aber ich erfuhr, daß die Königliche Gesandtschaft den Auftrag hatte mich aufzusuchen und meine Auslieferung zu bewirken, so mußte ich mich verborgen halten und incognito leben. Hierauf wurde das Gerücht ausgesprengt, ich hätte den Czar in den Krieg verwickelt und ihn zum Friedensbruche aufgereizt; das aber thaten Oginsky Carlowitz, eine Kreatur von König August, und mehrere Andere, die ich nicht nennen will. Ich dagegen habe, so viel in meinen Kräften stand, zum Frieden gerathen, und im ersten Jahre es so weit gebracht, daß der König von Schweden, Kurland, Polnisch Liefland und einen großen Theil von Samogitien als Schadloshaltung bekommen sollte, wenn er Frieden schließen wollte. Man meinte zwar, der Czar werde nie in solche Bedingungen willigen. Aber als ich ihm meine Gründe entwickelte, zeigte er sich so zufrieden, daß er mich umarmte und auf Alles einging. Der König von Schweden blieb jedoch gegen alle Anerbietungen taub. Auch werden die vielen hundert in Moskau eingesperrten Gefangenen mir ein gutes

Zeugniß geben, daß ich gern ihnen Dienste erwiesen und viele tausend Kopeken unter sie ausgetheilt habe; ja mit voller Wahrhaftigkeit kann ich behaupten, daß ich über hundert Tausend Kopeken an sie geschenkt habe, und das hauptsächlich um die Gnade des Königs, ihres Herrn, zu erlangen. Ach wäre ich statt dessen eben so besorgt gewesen, Deine Gnade zu gewinnen, allmächtiger Gott" . . . (Bricht in Thränen aus.)

Hagen (theilnehmend): "Noch ist dazu Zeit, die Sie, mein gnädiger Herr, nicht versäumen dürfen, noch steht die Pforte zu Gottes Gnade Ihnen offen."

Patkull (andächtig): "Das ist mein einziger Trost jetzt, daß Du ja Gott bist und nicht Mensch, der ewiglich zürnt. Aber es quält mich im tiefsten Herzen, daß ich mehr den Menschen, denn Gott gedient. Vor Allem verflucht sei die Stunde und jene Zeit verflucht, wo ich König August diente und mit ihm mich einließ. O, wahr sagt die heilige Schrift: ziehe nicht am fremden Joche mit den Ungläubigen! Gott möge ihn bekehren. Er hält weder Gott noch den Menschen, weder seinen einheimischen noch fremden Ministern Treue. Was that er jetzt: als der Frieden mit Schweden geschlossen war, schrieb er mir am 16. September, ich solle den Czaren wissen lassen, daß die Schweden ihre Waffen hier und dorthin gegeben hätten, um sie repariren zu lassen, und daß die Offiziere theils auf Werbung, theils in andern Geschäften fortgeschickt seien, der Czar müsse die Gelegenheit benutzen, in Sachsen einzufallen und Euch Allen die Hälse zu brechen. Er wollte unterdeß das Seinige thun und den Handwerkern befehlen, die Ge-

wehre nicht fertig zu machen. Ich antwortete, daß ich nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle und daß es endlich Zeit sei, sich solche Gottlosigkeit aus dem Sinn zu schlagen. Diese meine Antwort nahm er sehr übel auf. Auch hiervon abgesehen, hat er viel hinterlistige Anschläge vorgehabt und sich mit manchen heimtückischen Vorschlägen an mich gewandt, auf welche ich jedoch nie gehört habe. Ein Brief an mich schloß mit folgenden Worten: es wird heißen

August hat mehr gewonnen mit einer einzigen Jagd,
Als Carl mit mancher guten Schlacht.

Ich schaudre, wenn ich an seine vielen gottlosen Aufforderungen denke, und danke Gott, daß er seinen Gesalbten bewahrte, denn wahrlich er hat in der allergrößten Gefahr geschwebt.“

Hagen (betroffen): „Behüte Gott! ist König August nicht mehr zu trauen?“

Patkull (schüttelt den Kopf): „Oh, er ist ein Atheist ex professo. Was fragt ein solcher nach Treu und Glauben, der keine Gottesfurcht im Herzen trägt. Se. Majestät der hochselige Kaiser schrieb einst an mich, ich solle auf gute Manier suchen, ihn auf gottesfürchtige Gedanken zu bringen. Ich zeigte ihm den Brief. Er lachte dazu und sagte: „Der Alte mag sich selbst um das Fegefeuer bekümmern, er kommt früher dahin, als ich.“ Ihre Hoheit die Kurfürstin, seine Frau Mutter, hatte mir denselben Auftrag gegeben, ich führte ihn auch aus, aber erndtete Undank und brachte mich selbst in Ungelegenheit. Ja längst hat er gedroht, mir einen

Streich in Moskau zu spielen. Als König Carl von Lemberg kam, war August in großer Angst und wegen Mangel an Mitteln in übler Lage; denn viele Truppen waren, da sie keinen Lohn erhielten, bereit ihn zu verlassen und zu den Schweden überzugehen. Damals bat er mich um Gotteswillen, ich möchte ihm Geld vorstrecken. Ich that es, und schoß ihm sogleich 40000 Reichsthaler vor. Aber am Tage darauf machte er große Geschenke an einige Damen und kaufte sich selbst für 11000 Reichsthaler Juwelen, welche er an seinen Hut heftete. Das verdroß mich, daß er mein Geld auf diese Weise anwandte, zumal mein Beherrscher, der Czar, mir verboten hatte, ihm noch mehr vorzuschießen. Ich stellte ihn auch deshalb zur Rede und ruhte nicht eher als bis ihm die Juden die Juwelen wieder nahmen und das Geld zurückgaben. Zwar verbarg er für den Augenblick seinen Haß gegen mich; aber hinter meinem Rücken schwor er mir Rache und Vergeltnng und diesen Schwur hat er redlich gehalten. Gebe Gott, daß er Treue und Versprechen immer so halte wie in diesem Falle. Aber er entgeht Gott nicht . . . Vielleicht halte ich Sie allzu lange auf, Herr Pastor, mit diesen verhaßten Erzählungen. Haben Sie irgend Geschäfte?"

Hagen: "Wenn Sie allein sein wollen, gnädiger Herr, so werde ich nach einiger Zeit wiederkommen."

Patkull: "Ja thun Sie das. Und könnten Sie bei dem Herrn Obersten auswirken, daß ich in meinem Gefängniß allein bleiben dürfte, so würde ich das als eine besondere Gunst betrachten."

Hagen: „Was ich dafür thun kann, soll geschehen. Gott sei mit Ihnen unterdessen!“

Patkull: „Lebt wohl! Lebt wohl!“

Der Regimentspastor entfernt sich. Während er das Zimmer verläßt, tritt der wachhabende Offizier ein.

Neunter Auftritt.

(Derselbe Ort und dieselben Personen.)

7 Uhr Nachmittags.

Hagen kommt zurück.

Der wachhabende Offizier geht heraus.

Patkull (freundlich lächelnd): „Willkommen wieder, mein lieber Herr Pastor. Sie erscheinen mir wie ein Engel Gottes. Gott sei Dank, ein großer Stein ist jetzt von meinem Herzen gewälzt. Schon fühle ich in meinem Innern eine bedeutende Veränderung. Ich bin froh, sterben zu können. Möchte nur die Art des Todes erträglich sein. Wissen Sie noch nicht, Herr Pastor, welchen Tod ich sterben soll?“

Hagen (bekümmert): „Es ist mir verborgen und nur das weiß ich, daß es morgen, und zwar, wie ich voraussetzen darf, ganz in der Stille geschehen soll, denn außer dem Herrn Obersten und mir weiß Niemand im Regiment von der Sache.“

Patkull (seufzt): „Das ist auch, in gewisser Weise, eine Gnade. Haben Sie aber nicht mein Urtheil gesehn? Oder soll ich ohne Verhör und Urtheil sterben?“

Hagen: „Das Urtheil dürfte fertig und hier sein, aber vielleicht versiegelt und wird erst auf dem Richtplatz eröffnet.“

Der Geistliche bemüht sich nun, so gut er vermag, den Gefangenen zu trösten, welches dieser auch selbst mit Gottes Wort thut, in welchem er wohlbelesen ist, indem er unter andern diesen Spruch aus dem griechischen Testamente anführt:

Durch viel Trübsal müssen wir eingehen in das Reich Gottes. Denn ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sind, die an uns soll offenbaret werden.

Kurze Pause.

Patkull: „Giebt es hier nicht Feder, Papier und Tinte?“

Hagen: „O gewiß!“

Patkull: „Darf ich den Herrn Pastor bitten, ein Testament für mich aufzusetzen?“

Hagen: „Sehr gern.“

Patkull dictirt und Hagen schreibt wie folgt:

„Mein letzter Wille wie es nach meinem Tode gehalten werden soll. Sr. Majestät dem Könige August möge es gefallen mit seinem Gewissen zu Rathe zu gehn und meinen Anverwandten die bewußte Geldsumme auszuliefern, welche er mir nach seiner Verschreibung schuldig ist, und die sich ungefähr auf 50000 Reichsthaler beläuft, indem ich diese meinen beiden Geschwisterkindern zutheile, welche sich hier im schwedischen Heere befinden; wozu Se. kön. Majestät von Schweden in Gnaden verhelfen wolle. — — —“

Patkull: „So, jetzt wollen wir dies einstweilen ruhen lassen; es dürfte mir noch mehr einfallen. Unterdeß wollen wir wieder beten. (Nach einiger Zeit und nachdem einige Gebete gelesen sind.) Nun Gott sei Dank! es wird mir besser und besser. O möchte ich nur wenigstens nicht lange gequält werden! Wie herzlich gern will ich meine Schuld mit meinem Blute bezahlen! ... Der König ist ja ein gnädiger Herr?“

Hagen: „Gewiß, wir haben Ursache Gott zu danken für einen gnädigen und gottesfürchtigen König.“

Patkull: „Gottesfurcht ist das Vornehmste; wo Gottesfurcht ist, sind auch die andern Tugenden, wie Salomo sagt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang ... Er hat auch fromme Räthe und gute Leute um sich.“

Hagen: „Ja wohl.“

Patkull: „Graf Piper ist sein erster Minister: ist er ein gottesfürchtiger Herr?“

Hagen: „Ja. Se. Excellenz hat manche Probe davon gegeben.“

Patkull: „Nun, Gott sei Dank! Dann wird mir nicht mehr widerfahren als recht ist. Wohl dem Reiche, welches mit Gottesfurcht und Gerechtigkeit regiert wird. (Nach einigen Fragen über Schweden, dessen Universitäten und über gelehrte Männer dort und anderwärts, holt er tief Athem): ja, ja, ich habe wohl manche gute Freunde dort, die meinen Tod beklagen und beweinen werden. Was wird die alte Churfürstin sagen, was Fräulein Lewolde, die bei ihr ist, und was vor Allem meine arme Liebste, wie wird sie die Kunde von meinem

Tod ertragen! (Hagen's Hand heftig drückend): „Mein würdiger Herr Pastor! darf ich eine Bitte an Sie thun?“

Hagen: „Welche Sie wollen, soweit ich im Stande bin, Ihnen zu dienen, gnädiger Herr!“

Patkull: „O! dann haben Sie die Güte und schreiben Sie nach meinem Tode an die Liebste meines Herzens, die Wittfrau Einsiedlerin, melden Sie ihr meinen Abschiedsgruß und wie ich, wenn auch schmählich, doch mit Gottes Hülfe selig gestorben bin. Das wird sie wenigstens in Etwas trösten, besonders wenn es von der Hand kommt, die mir in meiner letzten Noth Beistand leistete. Danken Sie ihr für ihre Treue und Liebe: sie lebt von nun an frei, ich aber sterbe, ihr auf das Höchste verbunden.“

Hagen (Patkull die Hand darreichend): „Ich gelobe, diesen Auftrag gewissenhaft zu erfüllen.“

Patkull (zieht seine Börse hervor, schüttet das darin befindliche Geld auf den Tisch, theilt es in drei Theile und wickelt diese in Papier): „Morgen gedenke ich mich, so Gott will, mit weltlichen Dingen nicht zu befassen. (Giebt an Hagen das eine Papier mit 100 Dukaten.) Haben Sie die Güte, dies anzunehmen, mein lieber Herr Pastor!“

Hagen (mit einer ablehnenden Gebehrde): „Das habe ich nicht verdient und kann es auch mit gutem Gewissen nicht annehmen.“

Patkull (in ihn dringend): „Mein lieber Herr Pastor! Wie oft habe ich nicht Tausend Dukaten für einen weltlichen Dienst gegeben, und Sie erweisen mir einen Dienst, wie er mit Geld nicht bezahlt werden kann. Gäbe Gott, daß ich

im Stande wäre, ihn besser zu vergelten! Doch, mein Herr Pastor, um Ihnen meine Dankbarkeit noch weiter zu bezeigen, will ich Ihnen mein Allertheuerstes und was ich über alles Andre in der Welt schätze, verehren: mein neues griechisches Testament, das mir stets ein Vademecum in meinem Elende war. Es befindet sich jetzt bei dem Herrn Major Rothausen, wo Sie es abholen lassen können."

Hagen dankt und verspricht, einen solchen Schatz zum Andenken an Patkull Zeit seines Lebens zu bewahren.

Patkull: "Grüßen Sie zugleich Herrn Major Rothausen von mir, und danken Sie ihm für alle die Zuvorkommenheit, welche er in der Zeit meiner Erniedrigung mir erwiesen hat. (Zieht ein andres kleines Buch hervor): Dies habe ich selbst zusammengeschrieben. Nehmen Sie auch dies, Herr Pastor, zum Andenken und zum Beweise meines Christenthums. Möchte sich die Gelegenheit finden, dieses Buch einst vor die eignen Augen des Königs zu bringen, Se. Majestät, der ein so erleuchteter Herr ist, würde dann sehen, daß ich kein Atheist war, wie ihm meine Feinde eingeredet haben mögen."

Hagen (der das Buch in Empfang nimmt): "Hoffen Sie in diesem Punkte alles Gute. Ich werde das Buch meinem Herrn Oberst übergeben, der gewiß Gelegenheit findet, es in die Hände Sr. Majestät zu bringen."

Patkull: "Das wäre schön. Möge das Buch glücklicher sein, als sein Verfasser. Ich spreche mit

Ovid in seinen Libris Tristium, als er sie während seines Exils dem Kaiser Augustus übersandte: gehe hin, mein Buch, und erwerbe das, was ich selbst nicht erwerben konnte.“

Der Geistliche lies't hierauf auf Patkull's eigenes Verlangen das Buch vor, welches dieser auswendig kann. Dann werden Gebete und Todesgesänge hergesagt, besonders dieser: „Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt u. s. w.“, welche Patkull mit tiefem Nachdenken und Ernst wiederholt.

Patkull: „Gott ist mein Zeuge, in mitten in den Lüsten der Welt hatte ich stets ein betrübtes Herz, und jetzt, wo ich weiß, daß ich morgen sterben soll, bin ich bei besserem Muthe, als vordem auf vielen Banketten. Lebe wohl, o Welt! Glauben Sie mir auf mein Wort, mein Herr Pastor, manches Mal, besonders in den letzten Jahren, suchte ich von dem Treiben der Welt mich loszumachen, aber es war vergeblich, ich war so verwickelt darin, daß ich nicht heraus kommen konnte. O, mein Jesus, Dank sei Dir, daß Du das Garn des Teufels zerrissen hast. Die Bande sind zerbrochen und meine Seele ist frei geworden. Dazu hat die Hand des großmächtigsten Königs Carl viel beigetragen. Jetzt wird, Gott sei Lob! wahr, was Paulus sagt: wir wissen, daß denen, so Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen . . . . Es wird spät, mein Herr Pastor, ich halte Sie zu lange auf. Ach, werden Sie nicht ungeduldig!“

Hagen versichert ihn seiner Unverdrossenheit, beginnt wieder zu beten und schließt mit dem Abendgebet und dem Segen.

Patkull: „Was rathen Sie mir, Herr Pastor? Soll ich mich zur Ruhe begeben? Lange habe ich nicht geschlafen und bin sehr matt, zumal ich heute nichts gegessen und nichts getrunken habe, als ein wenig Wasser.“

Hagen: „Ich meine, daß Sie die Ruhe suchen müssen, gnädiger Herr!“

Patkull: „Sie haben Recht, so können sich die Sinne wieder ein wenig erholen, denn morgen möchte es nöthig sein, daß ich bei gutem Muthe bin, besonders da ich meine arme Seele mit dem heiligen Sacramente stärken will.“

Sie einigen sich über die Stunde, wo der Geistliche zurückkommen soll, dann begiebt sich dieser nach seinem Quartier und Patkull zu Bett.

Zehnter Auftritt.

(Derselbe Ort und dieselben Personen.)

Am 30. September 1707. 4 Uhr Morgens.

Hagen tritt in das Gefängniß und begrüßt Patkull.

Dieser (steht sogleich auf und umarmt den Geistlichen): „Gott sei gedankt für eine gute Nacht, ich habe seit langer Zeit nicht so süß geschlafen.“

Lange und gemeinschaftliche Gebete, die Patkull mit glühender Andacht hersagt.

Man hört eine Uhr Sechs schlagen.

Patkull: „Schreiten wir in Jesu Namen zu dem heiligen Werke, ehe noch der Tumult da draußen größer wird.“

Hagen: „Nun denn, in Gottes Namen!“

Patkull fällt auf die Knie und legt mit sichtbarer Erbauung sein Sündenbekenntniß ab, welches er mit diesen Worten Judä beginnt: „Was soll ich sagen meinem Herrn, meinem Gott? und wie kann ich mich rechtfertigen? Gott Du hast die Missethat Deines Knechts erfunden u. s. w.“

Nach dem Schluß der Beichte ertheilt ihm Hagen das heilige Sacrament.

Nachdem Patkull das Abendmahl empfangen, dankt er Gott mit einigen frommen Liedern, welche der Geistliche vorliest und Patkull nachspricht. Vor allem wurde dieser von folgenden Versen erquickt:

Stärk mich mit deinem Friedensgeist,
Heil mich mit deinen Wunden,
Wasch mich mit deinem Todesschweiß
In meinen letzten Stunden.

Patkull: „Immer war dies mein Leibspruch und mein Lieblingsvers. (Die Sonne geht auf, er tritt ans Fenster und schaut zum Himmel) Salve festa dies! mein Hochzeitstag bist du. (Mit einem Seufzer): Wohl einen andern Hochzeitstag dachte ich zu feiern; aber dieser ist beseligender für mich; denn heut wird meine Seele von ihrem Bräutigam Jesus Christus eingeführt in das himmlische Brautbett. Darum bin ich jetzt von Herzens Grunde froh, daß alle meine Schätze das A und das O, der Anfang und das Ende sind . . . Doch

mein lieber Herr Pastor, wissen Sie noch immer nicht, welchen Tod ich sterben soll?«

Hagen: »Nein. . . aber, wenn Sie mein theurer Herr, Jesu Namen anrufen, so wird die Todesangst gelinder werden.«

Patkull: »Um Eines bitte ich Sie, verlassen Sie mich nicht, Herr Pfarrer und wäre die Art des Todes auch noch so grausam, rufen Sie mir Jesu lieblichen Namen zu, der den Todesschmerz sänftigt. (Sieht ans Fenster.) O mein theurer Herr Pfarrer, schon wird der Wagen bespannt! Gottlob, daß sie sich eilen! Allzulang wird mir die Zeit zu leben. (Wird das Papier gewahr, auf dem Hagen das Testament aufzuzeichnen begonnen): Hiervon nichts mehr.«

Hagen: »Wollen Sie aber nicht wenigstens das hier Geschriebene unterschreiben?«

Patkull (tief seufzend): »Ich mag diesen verhaßten Namen nicht mehr schreiben. Meine Verwandten werden ihn anderwärts oft genug finden. Bei dem, was ihnen hier bestimmt, bleibt es. Bringen Sie ihnen meinen Gruß, Herr Pfarrer, wenn Sie sie sprechen.«

Patkull betet lange.

Der Lieutenant der Wache tritt ein und blickt düster bald den Gefangenen, bald den Geistlichen an.

Hagen: »Mein werther Herr! es ist eine Bestätigung der Todespost.«

Patkull (entschlossen): »Wohlan, so lassen Sie uns die Reise antreten! (Indem er sich den Mantel umwirft) Sie fahren doch mit mir, mein lieber Herr Pfarrer, und verlassen mich nicht.«

Hagen: „Ich halte, was ich versprochen."

Sie begeben sich zum Wagen, Patkull nöthigt Hagen, zuerst einzusteigen.

Elfter Auftritt.

(Die Hinrichtung.)

Hundert Mann zu Roß begleiten den Wagen des zum Tode Verurtheilten, und in rascher Fahrt geht es nach dem bei dem Dorfe Casimir nicht weit von der Stadt Posen belegenen Richtplatze. Unterwegs umarmt und küßt Patkull den Geistlichen und bittet ihn, die Grüße an Patkull's Braut nicht zu vergessen und ihr in seinem Namen für ihr letztes Zusammensein zu danken."

Der Zug langt an dem bestimmten Orte an. Der Platz, von 300 Mann zu Fuß umgeben, ist mit aufgerichteten Pfählen und Rädern versehen.

Ihr Anblick erregt Patkull Grausen und Entsetzen. Erschrocken faßt er mit krampfhafter Heftigkeit nach dem Geistlichen und ruft aus: „Ach mein Herzens Herr Pfarrer! wie sieht das hier aus? . . Ich armer Mensch! was muß ich nicht aushalten? Bitten Sie Gott für mich, daß ich nicht verzweifle."

Hagen sucht ihn so gut er vermag zu trösten und ermahnt Patkull, stets die lange Todesqual Jesu am Kreuze im Auge zu behalten.

Der Gefangene wird aus dem Wagen geholt und

von den Ketten befreit. Unterdeß betet er seufzend: „O reines Lamm Gottes, unschuldig am Kreuze gestorben!“ u. s. w.

Der Capitain des Regiments, welcher Majorsdienst thut, tritt vor und verkündet, sobald Patkull in den von den Soldaten geschlossenen Kreis geführt worden ist, mit überlauter Stimme:

„Allen insgemein und Jeglichem insbesondere geschieht hiermit kund und zu wissen, wie es Sr. Majestät Unsres allergnädigsten Königs strenger Wille und Befehl ist, daß dieser Johann Reinhold Patkull, der ein Landesverräther ist, sich selbst zur wohlverdienten Strafe und Andern zur Warnung, gerädert und auf das Rad geflochten werden soll. Jeder hüte sich vor Untreue und diene dem Könige, seinem Herrn, treu und redlich!“

Bei dem Worte „Landesverräther“ richtet sich Patkull in die Höhe und ruft, indem er die Blicke zum Himmel erhebt, aus: „Ach, mehr als wohl habe ich dem Vaterlande gedient.“ Der Ausdruck: „Allergnädigster Herr“ zwingt ihm die fast unfreiwilligen Worte ab: „Welche Gnade!“

„Wohin soll ich?“ fragt er den Scharfrichter.

Dieser, betroffen bei dem Anblick des vornehmen Opfers, an dem er sein grausames Handwerk üben soll, zeigt auf die Streckbank und antwortet: „Dahin, gnädiger Herr!“

Patkull (zum Scharfrichter, dem er Geld in Papier eingewickelt giebt): „Thut Euren Dienst gut.“

Der Scharfrichter (noch verblüffter, verbeugt sich

und stammelt): „Verlassen Sie sich auf mich . . . gnädiger Herr!“

Während Patkull ausgestreckt wird, ruft er dem Pfarrer zu: „Beten Sie zu Gott, daß er mich stärke in dieser Stunde!“

Hagen (zu der ihn umstehenden neugierigen, aber betroffenen Menge): „Lieben Kinder, laßt uns ein aufrichtiges Vater unser beten für diesen armen Mann!“

Patkull (in tiefer Bewegung): „Ja betet, betet!“

Mit gerührter Stimme betet der Geistliche laut das Vater unser, die ganze versammelte Menge stimmt mit entblößten Häuptern andächtig ein.

In diesem Augenblick giebt der Henker seinem Opfer den ersten Schlag.

Patkull (schreit laut): „O Herr Jesus, erbarme Dich meiner.“

Der Scharfrichter, ungeübt in seinem Amte und verwirrt, verlängert und erschwert aus mißverstandner Schonung und aus einem unklaren Gefühle der Ehrfurcht vor seinem Opfer, das er sich nicht überwinden kann, anders als „gnädiger Herr“ zu nennen, die gräßliche Hinrichtung. Patkull's Jammergeschrei, das immer heiserer wird, je mehr dessen Kräfte schwinden, wird durch die Schmerzen bei jedem neuen Schlage zum gellendsten Geheul gesteigert. Es durchdringt Mark und Bein der Zuschauer, zerreißt ihre Herzen und Ohren und übertönt den lauten Ausruf des Entsetzens, der den Umstehenden entfährt.

So blutet und windet sich das Opfer unter vierzehn bis funfzehn Schlägen, die Glied für Glied zer-

brechen und von seinem Leib Arme, Hände, Füße, Beine und Schenkel lostrennen, die nur noch mit der Haut am Rumpfe hängen bleiben. Während dieser Höllenschmerzen stöhnt Patkull unaufhörlich: „Jesus, Jesus, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Endlich wird die Brust mit zwei Schlägen zermalmt. Von diesem Augenblick kann das Opfer seiner Angst nicht mehr in Jammergeschrei Luft machen oder hörbar Gott anrufen. Aber mit Blicken, die eindringlicher als Worte an Barmherzigkeit mahnen, zischt Patkull seinem Henker zu: „den Kopf ab!“

Der Scharfrichter, langsam in seinen Bewegungen, während jede Secunde die Höllenpein seines Opfers verlängert, zögert, den Gnadenstoß zu geben. Da rafft Patkull seine vom Schmerz und von der Hoffnung auf das Ende seiner Leiden gesteigerten letzten Kräfte zusammen und schleppt selbst die von qualvollen Todeszuckungen erbebenden Ueberreste seines zerfetzten Körpers nach dem Richtblock dicht daneben, auf den er sein Haupt, das Antlitz nach oben gewendet, legt. Bei einer zustimmenden Bewegung des Befehlshabers, der lebhaft die Sehnsucht aller Anwesenden nach dem Schluß dieser Schreckensscene theilt, packt der Scharfrichter den zerrissenen Körper des Todesopfers an und wendet ihn um, um an den Nacken zu kommen, worüber mehrere Minuten vergehen. Dann faßt er nach dem Beil Dreimal blitzt es in der Sonne, dreimal trifft es fruchtlos die Halswirbel, ohne den Weg zwischen ihnen zu finden. Das Blut spritzt weit umher, endlich beim vierten Hieb rollt das von Patkull's Leib getrennte Haupt herunter.

Schauder und Mitleid bewegt die umstehende Menge. Der Kriegsknechte stumme Reihen, düster wie eine Octobernacht, senken die Blicke zur Erde. Ihrem Befehlshaber bleiben die Worte im Halse stecken, als er die herkömmliche Beschwörungsformel: „so ergehe es allen Verräthern!“ aussprechen soll. Keiner hört, Niemand hat Acht auf das, was jener zwischen den Zähnen murmelt. Aller Gedanken sind einzig und allein mit dem blutigen Auftritte beschäftigt. Und als zum Schlusse der Befehlshaber ruft: „es lebe der König!“ so stimmen zwar die Soldaten auf Befehl ein, aber ihre Stimmen, dumpf wie aus dem Grabe kommend, zeigen eiskalte Gleichgültigkeit.

Die übrige versammelte Menge bleibt stumm. Keine einzige Stimme wird laut für den König oder gegen sein Opfer.

Der leblose Körper wird zerstückt und auf das Rad geflochten. Der Kreis löst sich auf; die Truppen kehren in ihr Lager zurück, die Volksmasse trennt sich nach und nach und ein jeder kehrt zu seiner Heimath zurück. Ueberall finstres Schweigen und düstere Stimmung.

Hagen betet schweigend über Patkull's blutigen Ueberresten, dann verläßt er seufzend den Richtplatz.*)

---

*) Der 8te bis 11te Auftritt sind wortgetreu dialogisirt nach einer kurzen Nachricht von Johann Reinhold Patkull's Hinrichtung und Tode, datirt Casimir, den 1. October 1707 und unterzeichnet „Lorentz Hagen, Pastor bei dem Regiment des Herrn Oberst Nils von Hjelmen.“

Zwölfter Auftritt.

(Carl's XII. Gemach im Hauptquartier.)

Der König sitzt an einem Tisch, eine Bibel in Folio vor sich aufgeschlagen, in ihr Lesen vertieft.

Der Generalmajor Lagerkrona tritt leise ein, bleibt schweigend an der Thür stehen, faltet die Hände wie zum Gebet und nimmt eine andächtige Miene an.

Nachdem Carl ein Capitel beendet, schlägt er die Bibel zu und begrüßt Lagerkrona mit einem freundlichen Nicken: „Habt Ihr mir etwas zu melden, lieber Lagerkrona?"

Lagerkrona (mit einer tiefen Verneigung): „So eben ist die Nachricht von Casimir eingetroffen, daß Ew. Majestät gnädiges und höchst gerechtes Urtheil an dem Landesverräther Patkull vollstreckt worden.

Carl (kalt): „Gut. Man hat sich hoffentlich meinen Willen zur Richtschnur dienen lassen, daß die Strafe mit dem gebührenden Nachdruck vollzogen werde, auf daß der Landesverräther für seine Missethaten büße und Andern zur Warnung diene?"

Lagerkrona: „Ohne Zweifel, Ew. Majestät; denn Patkull hat während der Martern sich selbst als Gnade erbeten, daß ihm das Haupt abgeschlagen werde."

Carl (hastig): „Und man hat ihm diese Milderung seiner Strafe gewährt?"

Lagerkrona (verlegen): „Ich glaube wohl nicht. Jedenfalls werden Patkull seine Qualen getödtet

haben, ehe noch sein Haupt unter dem Beile fallen konnte.«

Carl (wird roth im Gesicht und zieht dreimal hintereinander die Lippen unter der Nase zusammen:) »Es ist Unser gnädiger Wille und Befehl, daß der, welcher den Befehl bei der Hinrichtung führte, auf drei Wochen in das Gefängniß komme.«

Letzter Auftritt.

(Ein Bankett auf dem Schlosse in Dresden.)

Die prächtig erleuchteten Räume wimmeln von reich gekleideten Herrn und Damen. Aus dem Tanzsaale erschallt muntre Musik und die geschmückten Paare schwingen sich herum bald in gravitätischen Menuetten, bald in muntern Contretänzen. Die Gemahlin des Königs August nimmt selbst an diesem Vergnügen Antheil, während die alte Churfürstin, die Mutter desselben und Carls XII. Mutterschwester, Karten spielt. Der elfjährige Churprinz spielt Soldat und hält in einem entfernteren Zimmer Waffenübungen, wo ein Haufen junger Garnisonoffiziere sich bereitwillig und angelegen zu dem Treiben des fürstlichen Knaben hergiebt. In einem andern Gemach wird an einem langen mit grünem Tuche bedeckten Tische Pharao gespielt. Haufen von Gold sind zwischen einer Menge von Wachslichtern, welche von silbernen Leuchten von der zierlichsten Arbeit ihren Schein verbreiten, aufgestapelt, fordern die Gewinnbegierde her-

aus und muntern auf, das Glück zu versuchen. Der König selbst hat sich hier niedergelassen uud zwischen seiner erklärten Geliebten, der Gräfin Königsmark, und deren Hauptfeinde, seinem Oberfeldherrn Grafen Flemming, Platz genommen. Den spielenden und tanzenden sowie allen übrigen Gästen warten reich mit Gold geschmückte Pagen fleißig mit Erfrischungen auf.

August (lachend zu Flemming): „Sie sind halsstarrig, Marschall, wie mein Vetter, Se. Majestät Carl: noch nicht einen einzigen Dukaten haben Sie auf die Dame gesetzt, und ich habe doch auf sie schon ein Six leva gewonnen.“

Flemming (mit einem ausdrucksvollen Seitenblick auf Aurora Königsmark): „Dann rathe ich Ew. Majestät die Vettel je eher je lieber zu verlassen, denn eine so anhaltende Treue ist bei ihr ohne Beispiel.“

August (lächelt höhnisch und tritt Aurora leise auf den Fuß): „Ha, ha, ha! . . . . Ihr verliert Euren Einsatz auf den Buben, schöne Gräfin!“

Aurora (reißt die Karte entzwei und wirft die Stücke unter den Tisch): „Es giebt kein andres Mittel, dies zudringliche Geschlecht los zu werden. (Flemming einen zornigen Blick zuwerfend). Jedesmal wo ich auf Gewinn oder Verlust eine Karte im Spiel suche, verfolgt mich dieser Krümper.“

August klatscht mit den Händen, lacht und ruft „Bravo!“ Flemming beißt sich in die Lippen.

Der Oberkammerherr (zu Aurora): „Euer Excellenz bemerken nicht, daß der König der Frau Gräfin gewonnen hat.“

Aurora (mit Schlauheit): „Dessen war ich gewiß. Bei ihm währt das Unglück nicht lange und er endet stets siegreich, wenn man nur Geduld und Ausdauer hat.“

August giebt ihr mit einem beifälligen und belohnenden Blicke zu erkennen, daß er den Sinn ihrer Worte verstanden hat.

Das Spiel dauert fort, eben so der Tanz. Haufen von Zuschauern umlagern diese Belustigungen, während Andere von den Gästen sich in den Fenstervertiefungen unterhalten.

Die verwittwete Königin macht ein Piquet à trois mit zweien von ihrem Hofstaat, einem Hofmarschall und der Staatsdame Einsiedlerin. Ein Page übereichte der letzteren einen Brief, den diese nach einem flüchtigen Blick auf das Siegel und die ihr gleichfalls unbekannte Handschrift gleichgültig unter einen der Leuchter legt.

Die Kurfürstin (mild): „Warum erbrichst Du nicht Deinen Brief, meine gute Einsiedlerin. Vielleicht ist sein Inhalt dringend, da man ihn hier Dir zugestellt hat.“

Die Staatsdame: „Wäre das auch der Fall, so ziemt es mir doch mit dem Lesen zu warten, so lange ich die Gnade genieße, an der Partie Ew. Hoheit Theil zu nehmen.“

Die Churfürstin: „Wenn ich es nun aber erlaube .... Beim nächsten Geben scheidest Du aus, und nichts hindert Dich dann, nach dem Inhalt des Briefs zu sehn.“

Die Staatsdame (sich verneigend): „Wie Ew. Hoheit zu befehlen geruhen.“

Sobald die Einsiedlerin frei ist, und die Churfürstin und der Hofmarschall spielen, erbricht sie den Brief und liest. Tödtliche Blässe überzieht mehr und mehr ihr Gesicht, ihr ganzer Körper bebt, endlich stürzt sie, den unglückverkündenden Brief in der Hand, mit einem durchdringenden Schrei vom Stuhl auf den Boden.*)

*) A Madame, Madame von Einsiedlerin, veuve de Monsieur d'Amour et Dame d'honneur de la Cour Saxonesse.

Hochedle und wohlgeborne Frau!

Es wird diese Correspondenz eines unbekannten Dieners der wohlgebornen Frau ohne Zweifel fremd vorkommen, dieweil derselbe noch nicht das Glück gehabt hat, Hochdero fürnehme Person zu sehn. Aber ich werde dazu veranlaßt, ja sogar gezwungen durch die Bitte eines vordem von der wohlgebornen Frau herzinnigstgeliebten Freundes, der zwar für seine Sünde als Mensch, aber für seinen Glauben als Christ, und für seine Aufrichtigkeit und Redlichkeit als ein treuer und beständiger Diener der wohlgebornen Frau den Tod erlitten hat. Ein Beweis des ersten sind die zu seinem Andenken aufgerichteten Pfähle. Ein Grund für das zweite seine innigen Seufzer und bis in den Tod dauernde glühende Andacht. Zeugen des letzten waren seine eigenen Worte: »meldet meinen Abschiedsgruß an meine Liebste, die wohlgeborne Frau von Einsiedlerin und schreibt ihr, daß ihr Verlobter Patkull gestorben, ihr für die ihm bewiesene Zuneigung mit hundertfältigem Danke verbunden sei und mit thränenden Augen und betrübtem Herzen wünsche, daß sie lange und wohl leben möge; denn von nun an ist sie frei.« Diese, wie ich zuverlässiglich weiß herzkränkende Todespost, hätte ich wohl gern einem An

Allgemeiner Aufstand, allgemeine Bestürzung und Neugierde.

Tanz und Spiel hören auf. Der König und die Königin eilen von verschiedenen Seiten zur Churfürstin, welche die ohnmächtige Staatsdame nach ihren Zimmern bringen läßt. Der Brief fällt hierbei auf den Boden und wird von dem König erhascht, ungeachtet die Churfürstin ihn bittet, das Geheimniß einer Dame zu schonen, das sie selbst zu durchdringen sich schäme, wenn es ihr nicht die Einsiedlerin, sobald sie sich erholt habe,

---

dern überlassen, zumal mir nicht unbekannt ist, daß eine solche die in Ehre und Verlöbniß verbundenen Herzen um so viel tiefer verwundet. Doch auf sein eigenes Verlangen und aus Pflicht meines Amts als sein Beichtvater, als solcher von meiner gnädigen Obrigkeit für den wohlgebornen Herrn, Euren vordem geliebten Freund, ausersehn, um ihm bis zu seinem letzten Augenblicke beizustehn, habe ich Gegenwärtiges der wohlgebornen Frau berichten wollen, hoffend, die wohlgeborne Frau werde mit den hohen Augen ihres Verstandes diese Post nicht allzu betrübt aufnehmen, alldieweil seine Seele gewißlich bei Gott ist. Und da ich weiß, daß diese Post bei der wohlgebornen Frau nichts Anderes als Trauer, Angst und Betrübniß erwecken wird, so will ich doch lieber, obschon gegen meinen Willen, eine solche kundmachen, denn als ein ungetreuer und ungehorsamer Diener dessen erfunden zu werden, der mir einen Auftrag ertheilt hat. Verbleibend

der wohlgebornen Frau
bereitwilligster Diener
Lorentz Hagen,
Regimentspastor bei dem Dragoner
Regiment des Herrn
Oberst Nils von Hjelmen."

freiwillig vertraue. August, taub gegen die Bitten seiner Mutter, winkt Aurora abseiten in ein Cabinet.

Der König (mit der einen Hand schadenfroh auf den Brief zeigend, den er in der andern hält): „Komm her, so sollst Du Theil an der Entdeckung haben. Sicherlich eine verschmähte Flamme, ein mißglücktes Liebesabenteuer, ein verrathenes Stelldichein, oder etwas ähnliches, was meiner Frau Mutter scheinheilige Staatsdame, die mit ihrer zerbrechlichen Schaale von Tugend prunkt, nicht hat verschmerzen können."

Aurora (schalkhaft mit dem Finger drohend): „Pfui, daß Ew. Majestät nie sich das Mißtrauen und die Bosheit gegen unser armes Geschlecht abgewöhnen können! Ein Damenbillet zu stehlen, ist Kirchenraub und geschieht nicht ungestraft."

Der König (höhnisch): „Es gelüstet mich zu sehn."

Er öffnet den Brief und liest. Sein Blick wird finster, er wechselt die Farbe; Schweißtropfen rinnen von seiner Stirn.

Aurora Königsmark, die ihn unausgesetzt betrachtet, ruft aus: „Ew Majestät befinden sich nicht wohl (springt zur Thüre des nächsten Zimmers und ruft): Page! ein Glas Wasser!"

Der König (sie anfahrend): „Keine Thorheiten, das bitte ich mir aus! Ich fühle mich völlig wohl. (Mit erzwungenem Lachen). Nur die Sorge für das Gewissen und den Ruf meines Vetters, des Königs von Schweden, hat mich etwas in Aufregung gebracht."

Aurora (erstaunt): „Wie so?"

Der König: „Er hat Patkull denselben Weg geschickt wie Paykull.“

Aurora: „O Gott! ... Und Ew. Majestät, welche den armen Menschen auslieferten!“

Der König: „Bah! ... Auf jeden Fall ist es nicht so arg. Diese Grausamkeit trägt dazu bei, Carl in der ganzen Welt, vielleicht sogar in seinem eigenen Lande verhaßt zu machen. Dadurch erhalte ich Wasser auf meine Mühle ... kommt schöne Gräfin und laßt uns zum Pharaospiel zurückkehren.“

Aurora Königsmark (ihr Haupt schüttelnd): „O ihr Könige! ihr Könige!“

Siebentes Kapitel.

Von dem Richtblocke Paykull's und der Folterbank Patkull's ging ein Fluch aus über den gekrönten Henker und sein Haus und Land. Im Jahr 1707 stieg der Rauch des vergossenen Bluts racheschreiend zum Himmel und schon im Jahre 1708 begann das unversöhnliche Schicksal, sein strafendes Wiedervergeltungsrecht auszuüben . . . .

Nur eine Person gab es, welche jetzt mit Piper den unbeschränkten Einfluß bei Carl XII. theilte: seine älteste Schwester, welche er mehr als irgend einen andern Menschen liebte. Während Diejenigen, welche hauptsächlich augenblickliche Vortheile suchten, ihre Kniee vor Piper und dessen Gemahlin beugten, sammelten sich die Glücksritter der Zukunft um die Herzogin von Holstein, in deren einzigem Sohne sie einen Thronfolger witterten. Diesem Gedanken laute Worte zu geben, war zwar damals noch gefährlich; aber er verrieth sich bei den Schweden durch die geschäftige Schmeichelei, welche auf Mutter und Sohn gehäuft wurde, und bei den Holsteinern durch den höheren Ton, den diese annahmen und durch ihre häufigeren Besuche in Schweden.

Der Administrator des Herzogthums während der Minderjährigkeit des unmündigen Herzogs, der Bruder des gefallenen Herzogs, Prinz Christian August, besuchte selbst Stockholm, um seine Schwägerin für die Holsteinschen Angelegenheiten zu interessiren, und sich und seine Landsleute mit den schwedischen näher bekannt zu machen. Mit dem verstorbenen Fürsten war Pincier's Rolle zu Ende und diese übernahm in einem noch ausgedehnteren Umfange der nur allzu berüchtigte Geheimerath Baron Görtz, unterstützt von seiner Creatur, dem Generallieutenant v. Dernath. Der Herzog Administrator versäumte nicht, sich nach allen Seiten hin gut zu stellen. Während er sich das Fürwort seiner erhabenen Schwägerin bei ihrem damals noch mächtigen Bruder in Angelegenheiten, die Holstein betrafen, erwirkte, suchte er zugleich die Gunst des Piperschen Paars durch Besuche bei der Gräfin und ihrem Factotum Tessin zu gewinnen. Mit Freigebigkeit und Glanz des Lebens repräsentirte Hedwig Sophia ihren fürstlichen Rang. Am Abend vor seiner Abreise gab sie ihrem Schwager ein prächtiges Fest und machte zugleich an sein Gefolge reiche Geschenke.

Der 26. Juni 1708, Hedwig Sophia's 27ster Geburtstag, wurde sehr glänzend bei Hofe gefeiert. Ueberall Pracht und Freude, Genuß und Hoffnung. Nur die verschlossene und von Haß erfüllte Ulrice Eleonora verdroß es nicht wenig, sich verdunkelt zu sehn, und zwar nicht bloß von ihrer ältesten Schwester, sondern sogar von deren erst achtjährigem Sohne, welcher bereits ein Gegenstand der Berechnungen und unablässi-

ger Huldigung für den Schwarm der Glücksritter war. Auch war sie die Einzige, welche es nicht ungern sah, als einige Zeit danach der junge Fürst an den Pocken gefährlich erkrankte und mehrere Wochen zwischen Leben und Tod schwebte. Untröstlich waren die verwittwete Herzogin, seine Mutter, und die verwittwete Königin, sowohl für ihre eigene Person, als namentlich auch in dem Gedanken an die Betrübniß, welche, wie sie wußten, dem Könige der Verlust des einzigen Schwestersohns bereiten würde.

Mit ängstlicher Neugier, wie nur eine Mutter sie hegen kann und wie sie auch nur eine Mutter zu fassen vermag, befragte die Herzogin den Archiater um seine Meinung von dem Ausgange der Krankheit ihres Sohns.

„Ich sage nichts — war Hjärne's Antwort — und nur ein Narr, ein Großsprecher und Quacksalber kann sich bei diesem Krankenbette mit Voraussagungen abgeben. Daß ich Alles thue, was Wissenschaft und Erfahrung bisher an die Hand gegeben hat, davon werden Ew. Hoheit auch ohne weitere Versicherungen von meiner Seite überzeugt sein, und daß ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe, muß Ihnen zum Trost gereichen. Strenge aber verbiete ich Ew. Hoheit, sich dem Zimmer zu nahen, wo der Prinz krank liegt. Ew. Hoheit könnten sich sonst leicht selbst die Krankheit zuziehn und dann würde das Uebel noch ärger.“

Hedwig Sophia ließ sich das gesagt sein, denn ihr großmächtigster Bruder war als König nicht despotischer, als es sein berühmter Arzt in der Ausübung seines Berufs war.

Zwei andere Personen aber gab es, von deren eindringlichen Fragen über die Aussichten auf Genesung oder auf einen unglücklichen Ausgang der Krankheit Hjärne sich nicht in derselben Weise losmachen konnte, wie er die Neugier aller Andern abspeis'te. Tessin lag sowohl aus persönlicher Anhänglichkeit an das Königshaus, wie aus Eifer für Piper's Interessen, viel daran, dem abwesenden Günstlinge und durch ihn dem Könige so oft als möglich über den Zustand des Prinzen Auskunft geben zu können. Ebenso war es für den Königl. Rath Horn in seiner Eigenschaft als Gouverneur des Prinzen sowohl Amts- wie Gewissenspflicht, mit Bestimmtheit zu erforschen, was man hinsichtlich der Krankheit des Knaben zu fürchten habe.

Das Herz einer Mutter, stets wachsam und mißtrauisch, wo es dem Gegenstand seiner zärtlichen Sorgfalt gilt, und um Auswege nicht verlegen, verleugnete sich auch nicht bei der guten Herzogin von Holstein. Nicht zufrieden mit den Mittheilungen, die sie selbst von Hjärne über den Zustand ihres Sohns empfing, trug sie ihrem Kammerfräulein, der Gräfin Maria Horn, auf, für ihre Person Tessin darüber auszuforschen, von dem sie voraussetzte, er kenne besser als irgend ein Anderer die innersten Gedanken seines Schwagers und werde gegen ihre Umgebung weniger als gegen sie zurückhaltend sein. Fräulein Horn machte daher der Gräfin Tessin häufige Besuche, und ihre Mittheilungen und die Art ihres Umgangs mit dem Oberintendanten wurde mehr und mehr vertraulich, sowohl in dessen Hause wie bei Hofe, wo sie sich täglich trafen. Hierdurch bildete

sich allmählig unter ihnen ein fast geschwisterliches Verhältniß, über das Tessin's Gattin scherzte und lachte und welches die Herzogin, deren Gunst Fräulein Horn in hohem Grade genoß, beifällig begünstigte.

Auf einer anderen Seite fand sich eine vertraulichere Berührung zwischen dem Gouverneur des kranken Prinzen und dem Arzte. Von der Wissenschaft und dem augenblicklichen Gegenstande der Fürsorge des Letzteren ging die Unterredung zuweilen auf die Weltbegebenheiten und den Zustand des Landes über. Niemals kam es vor, daß Horn Besorgniß oder Unzufriedenheit äußerte, aber eben so wenig suchte er Hjärne's bittere Bemerkungen zu hindern oder zurückzuweisen und wenn dessen Unwillen sich auf die Regierung selbst richtete, und er die Schuld an dem allgemeinen Unglücke auf die in die Hände eines jungen, unerfahrnen und selbstischen Fürsten gelegte Alleinherrschaft schob, dann klärte sich die Stirn des Rathsherrn auf und sein Blick war fast noch ausdrucksvoller, als es der Druck seiner Hand war, wenn er diese mit einem leichten Seufzer Hjärne darreichte. Horn's Lippen aber entwand sich kein Wort, das ihn hätte bloßstellen können, wenn es dem Könige berichtet worden wäre.

Eine Krisis in der Krankheit des Prinzen trat ein — und er war gerettet. Der Hofkreis wetteiferte, seine Freude zu bezeigen und die dem Königlichen Hause wahrhaft Ergebenen fühlten sie tief in ihrem Herzen. Wie aber ließe sich die unermeßliche Mutterfreude der Herzogin beschreiben, welche nur durch Hjärne's unerbittliches Verbot für sie, noch lange Zeit den geliebten

Sohn nicht sehn und ihm nicht nahen zu dürfen, niedergehalten wurde. Nicht allein ihre Zärtlichkeit und ihre Sehnsucht, den Gegenstand der ersteren in ihre Arme zu schließen, wuchs von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, sondern auch zu gleicher Zeit ihr Wohlwollen gegen das Tessinsche Haus, zu welchem sie auch den Arzt rechnete.

Bei dieser Lage der Dinge erbat sich ein naher Verwandter dieses Hauses ein Zeichen ihrer Gnade, das sie mit Freuden gewährte.

Die älteste Schwester der Gräfin Tessin, die dem Leser bereits aus einer früheren Periode dieser Skizzen bekannte Reichsräthin Sparre*) hatte einen Sohn, Erich, der einer der schönsten Männer seiner Zeit, einer der muntersten Gesellschafter, und dabei eben so unerschrocken und tapfer in dem blutigen Spiele des Kriegs, wie fein, schlau und unermüdlich als Diplomat war. Edelmann dazu in des Worts weitester Bedeutung und edelstem Sinne, nicht bloß an Geburt, sondern auch in Gesinnung und Thaten, war er sehr jung in französische Dienste getreten, wo er nach einigen Jahren ein Regiment bekam. Auch verlieh ihm Carl XII. ein solches in seinem Heere, mit dem er im Jahre 1703 den Feldzug in Polen mitmachte. Jedoch kehrte er mit Erlaubniß des Königs nach Frankreich zurück, wo Ludwig XIV. ihn im Jahre 1707 zum General-Lieutenant ernannte. Dies verdroß Carl XII. und Sparre gerieth für einige Zeit in die völligste Ungnade. Als einer seiner nahen

*) Th. II. Cap. 2.

Anverwandten sich bei dem schwedischen Monarchen für ihn verwandte, erhielt er verächtlich zur Antwort: „Da er ohne mich sich behelfen kann und eines andern Herrn Dienst dem meinigen vorgezogen hat, so kann ich mich auch ohne ihn behelfen.“ Zu eben dieser Zeit vermählte sich Sparre mit der jüngsten Tochter des eben so vermögenden wie einflußreichen Reichsraths Grafen Wrede, Sophia; die Hochzeit, welche im Hause der Schwiegereltern gefeiert wurde, war in jeder Hinsicht prächtig. Unter der Zahl der Gäste befanden sich die beiden Schwestern des Königs und die verwittwete Königin wurde nur durch Unpäßlichkeit abgehalten, durch ihre Gegenwart den Glanz der Festlichkeit zu erhöhen. Nichts desto weniger schwankten und überlegten Schwiegervater und Schwiegersohn lange, ob der General in Frankreich bleiben, oder der Verwaltungs- und diplomatischen Laufbahn sich zuwenden, oder auch . . . . als Volontär in Carl's XII. Heer treten solle.

Die Freude des neuvermählten Paars erreichte im folgenden Jahre ihren Höhepunkt, als die Gräfin Sparre einen Sohn gebar, der ihr und dem Schwiegervater zu Ehren den Namen Wrede-Sparre erhielt. Eben jetzt war es, wo der überglückliche Vater sich als Zeichen der Gunst von der Herzogin erbat, bei seinem Kinde Pathenstelle zu übernehmen; und dies geschah.

Hedwig Sophia, deren eigene Mutterfreude in Sophia Wrede's sich abspiegelte, wünschte ihr Glück, einen Sohn erhalten, und sich, einen Sohn aus den Armen des Todes wieder erhalten zu haben. Die beiden entzückten Mütter mischten ihre Freudenthränen. Jemand

aus der Gesellschaft nahm Gelegenheit aus Anlaß des eben begonnenen Decembermonats schmeichelnd zu bemerken, daß die Genesung des jungen Herzogs und die Geburt des Sparreschen Sohns ein Weihnachtsgeschenk des Schicksals an das Königshaus und an die Familien Sparre und Wrede sei.

Was aber das Schicksal mit der einen Hand gab, nahm es wieder mit der andern.

Nach beendigter Taufe umarmte die Herzogin die Generalin Sparre, sagte der übrigen Gesellschaft Lebewohl und reiste, nachdem sie Graf Wrede und sein Schwiegersohn an ihren Wagen begleitet hatten, ab.

Von ihrer eigenen und von der Mutterfreude, deren Zeugin sie so eben gewesen, war sie zu erfüllt, um bei ihrer Rückkehr die strenge Quarantaine zu beobachten, welche ihr die Vorsicht des Arztes auferlegt hatte. Betrat sie auch nicht das Zimmer, in dem der geliebte Sohn seine Genesung abwartete, es war schon ein Genuß, mit dem eine Gefahr nicht verknüpft war, in einem der Vorzimmer von irgend Einem der Dienerschaft Nachricht über sein Befinden einzuziehn und vielleicht einen Schimmer von ihm in der Entfernung zu sehn.

Nachdem sie ihren Beschluß ausgeführt und in ihre Gemächer wieder zurückgekehrt war, fühlte sie sich unendlich leicht zu Sinne und ihre heitere Laune belebte den ganzen Hofkreis. Aber diese Freude war nur eine augenblickliche. Sie hatte das Gift der Krankheit eingeathmet, noch an demselben Abende fühlte sie sich unwohl, mußte sich zu Bett legen und zu Hjärne schicken lassen.

Sorgfältig untersuchte dieser den Zustand der Kranken, die Beschaffenheit ihres Leidens und was dem Ausbruche desselben vorangegangen. Die Vorwürfe, welche die Herzogin mit Angst erwartet hatte, blieben ganz und gar aus. Keine Spur der gewöhnlichen Bitterkeit des Archiaters; kein Wort verrieth aber auch, wie er das Uebel ansah und beurtheilte. Nur aus dem ernsten und finstern Ausdruck seines Gesichts und aus seiner düstern Zurückhaltung ließ sich schließen, daß damit nicht zu scherzen sei. Auf die Fragen der Herzogin antwortete er nur: „Ew. Hoheit müssen sich so ruhig wie möglich zu halten suchen und Sich um nichts sorgen. Unsere Sache ist es, für Sie zu denken und zu handeln, gnädigste Fürstin!“

Der Günstling der Herzogin, das Kammerfräulein Horn, suchte auf jede Weise die Meinung des Arztes über ihre Beschützerin zu ergründen. Sie verließ vor ihm das Schlafgemach, trat ihm in einem der Vorgemächer in den Weg und beschwor ihn mit Thränen, ihr zu sagen, was man zu fürchten oder zu hoffen habe.

„Um nicht jeden Hoffnungsfunken auszulöschen — gab dieser jetzt unumwunden zur Antwort — muß man die Herzogin nicht wissen lassen, daß wir Alles zu fürchten haben. Sie hat die Pocken und zwar von böser Art.“

Nahe daran, zu Boden zu sinken, ergriff Fräulein Horn krampfhaft Hjärne's Hand. „Das taugt durchaus nicht — rief dieser hitzig aus — in Gegenwart der Kranken darf keine Spur von Bewegung gezeigt werden, es würde dadurch beschleunigt werden, was leider!

vielleicht überhaupt nicht abzuwenden ist. 'Sparen Sie Ihre Thränen für jetzt, der Tag kann kommen, wo diese nöthig sind."

Und dieser Tag kam!

Mit jeder Stunde wuchs die Gewalt der Krankheit und erhöhte sich die Besorgniß vor einem schlimmen Ausgange. Die Bestürzung bei Hofe läßt sich nicht beschreiben. Keines Bestürzung aber war zu vergleichen mit der des Kammerfräuleins Horn, deren Liebe zur Herzogin fast an Schwärmerei grenzte, und der von Tessin, dessen peinliche Obliegenheit es war, die Trauerpost schriftlich dem abwesenden Monarchen, der das Leben seiner älteren Schwester höher als das eigene schätzte, mitzutheilen. Die gemeinsame Trauer führte Tessin und Fräulein Horn immer näher und näher zusammen. Kein Tag verging, wo sie sich nicht in dem Vorgemach der Herzogin trafen und wo dann die Thränen des Fräuleins reichlich flossen, und Tessin sie trotz seiner eigenen Besorgnisse zu trösten suchte.

Während eines, diesen traurigen Betrachtungen und Mittheilungen geweihten, Untervieraugen kam der Arzt hinzu, der länger als gewöhnlich auf sich hatte warten lassen. Er, der sonst unaufhörlich Andern Fassung predigte und diese selbst auch beobachtete, war selbst in diesem Augenblicke so erschüttert, daß er seufzend sogleich sich auf das Sopha niederließ, um sich zu erholen. Auf seinen Wink trat Fräulein Horn an ihn heran.

"Hat sich der Zustand drinnen (Hjärne zeigte dabei auf den Eingang zu den Zimmern der Herzogin) sehr verschlimmert, seit ich zuletzt hier war?"

Das Fräulein erwiederte, daß sie ihn unverändert glaube. „Hm“ brummte der Archiater zwischen den Zähnen.

„Weshalb — bemerkte Tessin — stellst Du nur eine beklagenswerthe Verschlimmerung in Frage?“

„Deßhalb — entgegnete Hjärne — weil eine Besserung nicht mehr in der Macht der Menschen liegt. Aber die Catastrophe kann beschleunigt werden, und diesem eben werde ich zuvorzukommen suchen. Niemand unterstehe sich, unter irgend einer Bedingung die Namen Sparre und Wrede in Gegenwart der Herzogin zu nennen, oder andre als ausweichende Antworten zu geben, wenn zufällig die Rede darauf kommen sollte.“

„Was aber ist die Veranlassung zu dieser seltsamen Vorschrift?“ — rief in höchstem Erstaunen Tessin aus.

„Die schlimmste — sagte seufzend Hjärne. — Ich komme unmittelbar von dem Hause des Generals Sparre, wo vor ein paar Tagen die Freude noch so groß war und jetzt . . .“

„Ist dem Neugebornen etwas zugestoßen?“ — unterbrach ihn mit Heftigkeit Tessin.

„Das Kind ist kerngesund — antwortete nicht ohne Bitterkeit Hjärne. — Ich spreche von der Mutter. Eine Milchversetzung, eine unsinnige, übereilte Nachricht, daß die Herzogin bei der Rückkehr von der Taufe die Pocken bekommen . . . kurz General Sparre, Deiner Frau Schwestersohn, ist in diesem Augenblick Wittwer.“

„Allmächtiger Gott!“ rief, indem er die Hände zusammenschlug und mit erhobenen Blicken Tessin.

Fräulein Horn schluchzte laut. „Weint hier aus — nahm Hjärne wieder das Wort — das erleichtert die Brust; aber ich wiederhole mein Verbot, nicht darinnen zu seufzen und den Mund hängen zu lassen. Ihr seht, wie es der Gräfin Sparre erging.“

Es bedurfte dieses starken Beweggrundes, um die Thränen des tieffühlenden Fräuleins Horn zu trocknen und ihr Kraft einzuflößen, sich am Krankenbette ihrer angebeteten Herzogin ruhig zu zeigen.

Unter so traurigen Vorboten nahte der Weihnachtsabend und die sonst üblichen Vorbereitungen zur Bescheerung wurden in Erwartung des besten Geschenks: des Lebens und der Genesung der Herzogin, eingestellt. Schon brach der zweite Tag vor Weihnachten an und noch hatte der Tod sein Opfer nicht abgefordert, aber auch eben so wenig seine Ansprüche aufgegeben. Dieser Aufschub entzündete neue Hoffnungen bei Allen, nur nicht bei Hjärne, der mit finsterm Ernst andeutete, daß eben dieser Tag der entscheidende sei. Trete in seinem Verlaufe eine unvermuthete Besserung ein, so könne man anfangen, aufs Neue zu hoffen.

„Und anderen Falls?“ fielen ihm Tessin und Fräulein Horn fast zu gleicher Zeit in das Wort.

„Anderen Falls — wiederholte mit gefurchter Stirn und gerunzelten Augenbrauen Hjärne — hat die Ungewißheit ein Ende.“

Der Archiater verließ an diesem Tage das Königshaus nicht, und auch Tessin hielt sich mehr dort, als in seinem eigenen Hause auf. Seine Gattin wartete während der ganzen Krankheit der Herzogin täglich der

verwittweten Königin auf, um sie zu trösten und ihre Thränen mit den ihrigen zu vermischen. Die Ruhe, welche der Arzt vorschrieb, wurde, mit oder ohne Vorschrift, nur von der Prinzessin Ulrice Eleonore beobachtet. Man würde sich eines grausamen Unrechts schuldig machen, wollte man behaupten, sie habe den Tod der Schwester ersehnt; aber eben so grundfalsch wäre es, vorzugeben, daß ihr die Genesung derselben besonders am Herzen gelegen habe.

Fräulein Horn schlich sich zuweilen aus dem Schlafgemach, um Tessin von dem Zustande der Kranken Nachricht zu geben und um ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Mehrere Mal hatte sie auf diese Weise dem Oberintendanten trostlose Botschaft gebracht. Der Leser möge daher seine frohe Ueberraschung beurtheilen, als Fräulein Horn auf einmal in das Zimmer stürzte, mit der Nachricht, die Krisis, deren Ausbleiben man unnöthigerweise gefürchtet, sei eingetreten, die Schmerzen hätten die Herzogin verlassen und diese sei in einen tiefen Schlaf gesunken.

Kaum wagte Tessin, seinen Ohren zu trauen. „Der Archiater sagt, daß die Gefahr überstanden?“ fragte hastig Tessin.

„Das zwar nicht — war die Antwort des Fräuleins. — Er sagte nur: jetzt hat sie keine Schmerzen mehr. Ich sah sie einschlummern und eilte augenblicklich hinaus, um Ihnen, Herr Baron, diese freudige Nachricht mitzutheilen.“

Tessin dankte ihr mit Worten, mit glühenden Blicken und mit einem so warmen Druck der Hand, daß

es unter andern Verhältnissen und andern Personen für eine Liebeserklärung hätte gelten können.

Fräulein Horn heftete ihre seelenvollen Augen auf ihn und sah ihn an mit Blicken, aus denen die lebhafteste Dankbarkeit strahlte, Dankbarkeit für die Theilnahme, welche er ihrer angebeteten Beschützerin zeigte. Um jedes, auch das geringste Geräusch zu vermeiden, was den Schlaf der Kranken stören könnte, zögerte das Fräulein, zu dieser zurückzukehren und ließ sich statt dessen in ein Gespräch mit dem Oberintendanten ein. Lange unterhielten sie sich, endlich trat Hjärne, aus dem Schlafzimmer kommend, ein.

Tessin eilte, Fräulein Horn flog ihm entgegen, um aus seinem Munde die frohe Botschaft bestätigt zu hören. Aber in Hjärne's Antlitz stand diese Bestätigung nicht zu lesen. Weder dem Fräulein, noch dem Oberintendanten entging dies, und der letztere fragte eindringlich und mit Wehmuth, ob eine neue Veränderung mit dem Zustande der Kranken eingetreten sei?

„Eine neue! — wiederholte kopfschüttelnd Hjärne Ich bin nur Eine gewahr geworden . . . die, welche ich lange vorausgesehn und gefürchtet habe.“

„Aber die Herzogin schlummerte ja tief und ohne Schmerzen ein?“ sagte Tessin, die Antwort, welche er herausforderte, mit Furcht erwartend.

„Gewiß, sie schlummerte tief ein — gab Hjärne seuzend zur Antwort — denn sie erwacht nie wieder.“ *)

---

*) Die Herzogin starb am 22. December 1708.

Mit einem lauten Schrei sank das Kammerfräulein Horn ohnmächtig auf das Sopha.

Einige Wochen verflossen. In einem andern Stockwerk des Königshauses treffen wir Tessin, der unruhig die Hände ringt und seinen Schwager, der so eben aus dem Schlafgemach der Prinzeß Ulrice Eleonora tritt, mit Fragen bestürmt.

Tessin: „Wie hast Du Ihre Königl. Hoheit gefunden?“

Hjärne: „Schlecht, sehr schlecht.“

Tessin: „Gott wolle doch nicht, daß Gefahr vorhanden sei?“

Hjärne: „Die größte. Ihr Leben hängt an einem Strohhalm.“

Tessin: „Barmherziger Gott! Und wie nennst Du ihre Krankheit?“

Hjärne: „Sie hat ohne Zweifel das Scharlachfieber, und überdies von sehr böser Art. Kommt sie durch, so ist es ein Wunder.“

Tessin: „Sage lieber, ein Werk Deiner Kunst, und auf diese hoffe ich noch.“

Hjärne: „Sehr verbunden .... Zu hoffen ist menschlich, aber gefaßt zu sein auf Alles, geziemt einem klugen Manne: und hier erscheint der Ausgang mehr als zweifelhaft.“

Tessin: „Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich. Diese Unglücksfälle Schlag auf Schlag sehn aus wie Sündenstrafen gegen unser frommes Königshaus.“

Hjärne: „Du triffst den Nagel auf den Kopf ... Paykull's und Patkull's Blut schreien nach Rache.“

Tessin: „Laß uns diese unglückseligen Namen aus unseren Gesprächen und wo möglich aus unserem Gedächtniß löschen. Se. Majestät ist ein gerechter und gottesfürchtiger Monarch und nur Gott allein für seine Thaten Rechenschaft schuldig.“

Hjärne: „Darin eben liegt der Fehler: Die Alleinherrschaft zieht den Fluch herbei auf das Königshaus und das Land.“

Tessin: „Du bist abscheulich und nur unter einer Bedingung kann ich Dir verzeihen.“

Hjärne: „Und diese wäre?“

Tessin: „Daß Du das Leben der einzigen noch übrigen Schwester unsres großen Königs rettest.“

Hjärne: „Soweit dies in den Grenzen meines Vermögens liegt, kannst Du dessen gewiß sein; denn an diesem Leben hängt vielleicht Schwedens Zukunft.“

Tessin: „Eine Deiner gewöhnlichen Grillen, deren Werth ich dahin gestellt sein lasse. Einzig und allein wichtig ist jetzt die Rettung der Prinzessin. Möge im Uebrigen der König nach seiner hohen Weisheit beschließen und Gott zur Ausführung seinen Segen verleihen.“

Hjärne: „Du bist wie geschaffen, Schwager, zum Marschall an einem Hofe, wo man sogar während eines Untervieraugen Ohren in den Wänden und Zungen in der Luft fürchtet ... Doch ich stehe hier schon zu lange und schwatze. Erstlich nach Haus auf ein paar Stunden, um die eignen Angelegenheiten nicht völlig Wind und Wellen zu überlassen, dann hierher zurück, um nach

der Wirkung des Pulvers zu sehn, was ich so eben der Prinzessin gegeben habe — eines Pulvers, für dessen Erfindung ich, unter uns gesagt, dem unglücklichen Paykull Dank schulde . . . Lebt wohl, mein hochwohlgeborner Herr Schwager!"

Das gedachte Pulver wirkte sogar über Erwarten schnell und wohlthätig. Der Arzt wurde der Krankheit Meister. Mit großen Schritten eilte die Besserung vorwärts und nach Verlauf einiger Wochen war die Prinzessin völlig wiederhergestellt.

Dies geschah im Anfang des Jahres 1709. Die Nemesis lächelte, als sie das Königshaus in Stockholm verließ und das Hofvolk jubeln hörte. Sie wußte, noch ehe das Jahr zu Ende ging, in den Wüsten der Ukraine eine kostbarere Beute aufzusuchen, welche blutige Thränen dem gesammten schwedischen Volke erpressen sollte.

Achtes Kapitel.

Ulrica Eleonora's Wiedergenesung wurde durch ein glänzendes Hoffest gefeiert. Bei dieser Gelegenheit stattete ihr der französische Gesandte Camperdon den Glückwunsch des Königs, seines Herrn, und der Herzogin von Bourgogne zu der wiedergewonnenen Gesundheit ab. Es war das erste Mal, daß Ulrice durch die Aufmerksamkeit ausländischer Mächte geehrt wurde. Aber sie war jetzt auch die einzige schwedische Königstochter. Wie glücklich machte sie das! Und wie zufrieden fühlte sie sich, von ihrer Schwester, der Herzogin von Holstein, nicht länger verdunkelt zu werden.

Das Hinscheiden der letzteren wurde auch ein Wendepunkt in den Berechnungen nnd dem Benehmen des Gouverneurs ihres Sohns. Bedurfte es auch nicht Hedwig Sophia's, um dem jungen Herzoge die Huld des Königs zu erhalten, so war sie doch mit ihrem milden Sinne und ihrer versöhnlichen Richtung, eine Ableiterin, welche in einzelnen Fällen die Alleinherrschaft weniger drückend und folglich im Allgemeinen weniger verhaßt machte. Der kön. Rath Horn baute weniger auf die Wandelbarkeit der Saat, die er aussäen konnte bei dem

seiner Leitung anvertrauten Fürstensohne, Falls dieser dereinst auch Erbe der höchsten Macht in Schweden werden sollte, als auf die Abschaffung der gefährlichen Alleinherrschaft selbst. Allgemein richtete man die Blicke auf den Manu, der die feine Bildung des Hofmanns mit ausgezeichneter Geschäftstüchtigkeit, kriegerischen Ruhm mit bürgerlichen Verdiensten, Klugheit mit Kühnheit vereinigte, aber man täuschte sich über seine Absichten, als man ihn jetzt auf einmal mit besonderer Beflissenheit der unbedeutenden Prinzeß Ulrice Eleonora sich nähern sah. Gerade zu dieser Zeit wurde Horn zum zweiten Mal Wittwer, und es verbreitete sich das Gerücht, welches auch zu ihm drang, er trachte nach der Hand der schwedischen Prinzeß und mit dieser nach der schwedischen Krone. Aber sein Ehrgeiz hatte ein edleres Ziel; Aristokrat in der großen Bedeutung dieses Worts, war es des Vaterlandes Rettung und Wiederaufrichtung, die er erstrebte. So lange sein Schwager Piper dem Könige nahe stand und dessen uneingeschränktes Vertrauen besaß, ließ sich Horn diese Gerüchte wenig kümmern. Seinem einflußreichen Schwager, dem er zu verstehen gab, daß er nur deshalb nach der Gunst der weiblichen Mitglieder der königlichen Familie trachte, um auch bei ihnen dem abwesenden allmächtigen Günstlinge Gehör zu verschaffen, war es ein Leichtes, die Grundlosigkeit jener Gerüchte darzuthun. Aber als das Blatt sich wandte, Piper in den Gefängnissen des Czaren schmachtete, und Carl während seines erzwungenen Gastbesuchs bei dem Großsultan mißtrauisch gegen Alles wurde, was in Schweden geschah, das er nicht als ein seiner Für-

sorge anvertrautes Reich, sondern als ein Eigenthum betrachtete, über welches er ohne Rechenschaft geben zu dürfen nach Belieben schalten und walten könne und sollte es darüber in Armuth und Elend untergehn — da fand Horn sich durch diese Gerüchte belästigt, sowohl mit Rücksicht auf den mißtrauischen König wie auf seine eigenen Landsleute und er beschloß seine Pläne vor den Verfolgungen des ersteren zu verbergen, indem er zugleich sich und diesen Plänen neue wirksame Bundesgenossen verschaffte. Zu dieser Zeit war es, wo Horn seine dritte Ehe einging mit einer Tochter von Nils Gyllenstjerna, welcher an demselben Tage mit ihm kön. Rath und Graf geworden war, einem Manne an Tüchtigkeit der Gesinnung und an Festigkeit Horn ebenbürtig und in gleichem Maße wie dieser von aristokratischen Grundsätzen durchdrungen.

Die beiden Rathsherren beriethen eines Tags unter vier Augen über die allgemeinen Verhältnisse und die Aussichten für die Zukunft. Beide gleich erfüllt von Haß gegen eine zügellose Königsmacht, steigerten diesen Haß jetzt durch die Aufzählung von Thorheiten und Grausamkeiten, welche nicht statt gefunden haben würden, wenn nicht die Alleinherrschaft Carl's XII. Uebermuthe freies Spiel gelassen hätte.

„Wie lockend ist nicht — nahm Horn höhnisch das Wort — seine Ansprache an die Polen: daß diejenigen, welche sich mit ihm vereinten, Schutz, Linderung und Schonung erwarten dürften, die übrigen aber sich selbst zuschreiben müßten, wenn sie als offenbare Feinde mit Feuer und Brand verfolgt würden."

„Ein würdiges Seitenstück — bemerkte Gyllenstjerna — ist sein Schutzbrief für die Sachsen, wo es heißt: „und wollen wir in Kraft dieses unsres offnen Briefs allen Ständen und Bewohnern des Kurfürstenthums Sachsen, hohen wie niedrigen, andeuten, daß Alle, welche in ihrem Hause und in ihrer Heimath verbleiben, und ihr Gut und Eigenthum nicht an andere Orte bringen, sondern gutwillig und ohne Widerrede dasjenige bezahlen und erlegen, was ihnen zu unsrer Truppen Nothdurft und Unterhalt auferlegt werden kann, daß diese nicht nur in Unsern königlichen Schutz genommen werden, sondern auch sowohl für ihre Person, wie für ihre Leute, ihr Gut, Haus, Eigenthum, Handel und Gewerbe eine so völlige Sicherheit genießen sollen, daß Niemand von Unsrer Miliz eigenmächtig ihnen oder was ihnen angehört, irgendwie Schaden, Gewalt und Eintrag zufügen soll. Diejenigen aber, welche Widerstand leisten, ihr Haus und ihre Heimath verlassen, ihre Sachen und baares Eigenthum fortschaffen, vergraben oder verbergen, ingleichen diejenigen, welche sich träge oder widerspenstig in Erlegung dessen zeigen, was von Unseren Befehlshabern und Commissarien verlangt wird, oder sonst dem nicht nachkommen, was ihnen befohlen wird, diese, welches Standes und welcher Würde sie auch sein mögen, sollen nicht nur dieser unsrer Gnade und Zusage verlustig sein, sondern auch als Feinde mit Feuer und Schwerdt heimgesucht und auf das allerhärteste ohne Gnade und Schonung und wo man sie entweder selbst oder ihr Haus und Eigenthum findet und antrifft, verfolgt werden.“

„Wie befleckt nicht diese barbarische Sprache und Handlungsweise den schwedischen Namen im Auslande! — sagte Horn — Und fast noch schlimmer sind die von ihm eigenhändig abgefaßten Vorschriften für Rehnsjköld.“

Ich glaube (so sagt unser großer Monarch selbst), daß auch auf Eurem Flügel zuweilen Einige unsre Leute überfallen, und wäre es am Besten, wo dergleichen geschieht, Alles schuldig oder unschuldig mit Plünderung und Brand zu verheeren. Wir auf unserem Flügel haben letzthin, als einige Soldaten am Wege erschlagen wurden, vier Dörfer und einen Hof noch außerdem niedergebrannt.“

„Abscheulich!“ fiel Gyllenstjerna ein.

„Unterbrich mich nicht so schnell“ — fuhr Horn fort. — „Die Sprache entbehrt der Worte, wollte man mit verschiedenem Namen jede Grausamkeit bezeichnen, die auf den eigenen Befehl des Königs verübt wird. Bei einer andern Gelegenheit schrieb er an Rehnsjköld: „Da Ihr vielleicht, wo Ihr mit Euren Truppen steht, noch Subsistenzmittel für diese erhalten könnt, so ist es am Besten, daß Ihr dort so lange stehen bleibt, bis Ihr Alles bis auf das letzte genommen habt und nichts mehr übrig ist. Denn die man gelinde behandelt, entwischen dadurch gewöhnlich, die man aber Grund hat zu züchtigen, müssen entweder durch Brand ruinirt, oder so mit Auflagen belastet werden, daß ihnen nichts übrig bleibt.“

Hört noch andere Vorschriften an Rehnsjköld: „Wir müssen hier für 6 Monate und länger Magazine errichten, und der Herr General muß uns dabei seiner

Seits behülflich sein, das Nöthige auf welche Weise es wolle und wenn auch das Land noch so viel darunter leide, anzuschaffen. Die Zettel, die statt Geld genommen werden, müssen zu so geringem Werthe wie möglich angenommen werden, damit die wirkliche Contribution dadurch um so höher steige. Diejenigen, welche im Geringsten träge sind oder sich im Geringsten etwas zu Schulden kommen lassen, müssen ohne Gnade und Barmherzigkeit exsequirt und gebrandschatzt werden. Und wenn sie sich damit entschuldigen, die Wallachen hätten ihnen ihren Proviant fortgenommen, so müssen sie gezwungen werden, aufs Neue mehr als das Doppelte zu zahlen. An den Orten, wo ein Anfall von den Wallachen geschieht, mögen die Bewohner schuldig sein oder nicht, muß gebrannt werden. Und wer nicht in seinem Hause ist, oder sich im Geringsten zu widersetzen sucht, der muß vor Allen gebrandschatzt und bis auf den Grund ruinirt werden. Morgen schicke ich von hier Cavallerie, um die Canaille, welche hier herumstreift, völlig zu vertreiben, und um für die Zufuhr reines Feld zu machen, so wie auch die Ungehorsamen zu bestrafen und mit Feuer und Schwerdt die Contribution einzutreiben, so daß eher ein Unschuldiger leiden, als ein Schuldiger entwischen soll. . . .“ Weiter: „Die Orte, wo Abtheilungen geschlagen werden, müssen mit allem was um sie ist, mit Feuer verheert werden; die Bewohner, deren Ihr habhaft werdet und auf denen der leiseste Verdacht ruht, daß ihnen nicht zu trauen ist, sind auf halben Beweis, aufzuhängen, damit Furcht entstehe und damit sie wissen, daß, wenn man mit ihnen anfängt, auch das Kind in der

Wiege nicht geschont wird. Will der Feind Euch dadurch in Ungelegenheit bringen, daß er sich zurückzieht, wenn Ihr ihm entgegen geht, um Euch später aufzulauern und einzelne kleine Abtheilungen zu vernichten, so sengt und brennt rings umher und macht das Land weithin zur Wüste, damit keiner herankommt. Sonst haben wir jetzt nichts zu berichten, außer daß wir uns sehr wohl befinden und an allen Orten, wo der Feind sich sehn läßt, brennen lassen. Und neulich habe ich eine ganze Stadt verbrannt und die Bürger aufgehängt." Ferner: "Ich habe die Truppen nicht aus ihren Quartieren verlegen wollen, sondern sie die ganze Zeit über darin gelassen, damit sie die Quartiere mit dem vollen Vortheil benutzen und so viel nehmen können, als zu nehmen ist."

"Wenn der König selbst solche Vorschriften giebt — meinte Gyllenstjerna — kann man sich nicht darüber wundern, daß das Hängen eine gewöhnliche Drohung der schwedischen Befehlshaber gegen den Feind ist, wenn dieser die von ihm besetzten Plätze nicht aufgeben will. So war es ja auch bei Nerwitz und Zabirs."

"Und kürzlich bei Wiprek — nahm Horn rasch wieder das Wort — wo Se. Majestät, als die gewöhnliche Drohung bei Forderung der Uebergabe, den Befehlshaber im Falle der Weigerung hängen zu lassen, nichts fruchtete, halblaut vor sich hermurmelte: "Wiprekchen, Wiprekchen! Dein Commandant soll hängen."

"Solche Unmenschlichkeit ist eines schwedischen Regenten eben so unwürdig — bemerkte Gyllenstjerna — wie das elende Wiprek das werth war, was seine Eroberung Schweden gekostet hat. Als unser Heer dort-

hin marschirte, herrschte eine Kälte, daß die wilden Vögel mit Händen zu greifen waren und 4000 Mann theils erfroren, theils erkrankten. Der Sturm, den man mitten am hellen Tage unternahm, ward zwar abgeschlagen, aber schon am folgenden Tage wurde die Stadt von den Russen verlassen."

"Unglücklicher Weise — äußerte Horn — hat unser gnädiger Herr ein allzugutes Gedächtniß für die Regeln, welche sein hochseliger Herr Vater für seine Erziehung gegeben hatte, wonach strenge anbefohlen war, ihn gehörig über die Rechte eines Königs zu unterrichten, damit er in Betreff dieser nichts vergebe oder vermindern lasse Er duldet im Allgemeinen eben so wenig Einwendungen, als er auf Gegengründe hört. Lewenhaupt drehte er schweigend den Rücken zu, als dieser ihm das Unpassende um nicht zu sagen Thörichte seines Plans für den Unterhalt des Heers auf fremden Grund und Boden nachwies. . . ."

"Seines Plans? — fiel Gyllenstjerna ein. — Worin besteht dieser. Denn in der That es ist das erste Mal, wo ich höre, daß gegenwärtig irgendwie ein Plan herrscht."

"Auch übersteigt er an Seltsamkeit Alles, was man nur je der Art gehört hat — erwiederte Horn. — Der König bestand darauf: man sollte den Regimentern bestimmte Distrikte zutheilen, und den Obersten freie Disposition lassen, davon nach Belieben zu nehmen, so viel sie konnten und was nur zu finden sei, dann müßten sie aber zusehen, wie sie sich und ihre Regimenter ernährten. Jedes Regiment, es mochte nun schwach oder stark sein,

sollte bei der Vertheilung des Distrikts als vollzähliges betrachtet werden und sofern die Distrikte nicht zureichten oder nicht groß genug wären, daß die Regimenter mit einer mäßigen Contributionssumme auskommen könnten, so sollte die Contribution erhöht werden, und endlich den Obersten freistehn, was sie könnten fortzunehmen, damit der gemeine Mann nicht leide, sondern vollauf das habe, was in dem von Sr. Majestät zu Thorn festgesetzten Etat bestimmt sei. Ebenso sollte es auf dem Marsche gehalten, es sollten gewisse Distrikte bestimmt werden und die Obersten für ihre Regimenter nehmen dürfen, was sie nur kriegen könnten. Als General Lewenhaupt unter andern Einwänden auf die dabei wahrscheinlich vorkommenden Unterschleife aufmerksam machte, gab ihm der König wiederholt zur Antwort: es ist unmöglich, daß nicht kleine Eigennützigkeiten vorkommen. Das schadet nicht, wenn man nur erhält, was man haben will. Und kommt der Eigennutz an den Tag, so kann man ihn bestrafen.«

»Wohin soll das führen? wann und wie soll das enden? — rief Gyllenstjerna aus. — Neun Jahre Abwesenheit und beständige Siege, und dennoch nichts für Schweden ausgerichtet! Hier bleiben wir ein halbes Jahr in Unkunde über das, was draußen geschieht, und selbst in den wichtigsten Fragen glückt es uns kaum eine Antwort aus dem Hauptquartier zu bekommen. Unbekümmert um sein Land und Volk liegt er die ganze Zeit zwecklos in einem abgelegenen Winkel Europa's.«

Horn lachte höhnisch. »Bilden wir uns nicht ein, es sei seine Absicht, dort zu bleiben. Weit davon. Be-

sessen von dem bösen Geiste der Ehrbegierde, richtet sich sein Sinn schon auf andere Welttheile."

"Wie?" — fiel Gyllenstjerna ein. — "Der König von Schweden würde seine Pläne über die Grenzen von Europa ausdehnen?"

"Von Plänen ist bei ihm nie die Rede — versetzte indem er spöttisch den Kopf schüttelte, Horn — von Grillen, Einfällen, Launen, von wachen Träumen, nur davon kann die Rede sein. Was ich jetzt berichte, ist ganz neu, und ich habe es aus sicherer Hand. Jetzt während seines Feldzugs in der Ukraine, äußerte eines Tags der König zu dem Feldzeugmeister: "Rasch, Gyllenkrok! erkundigt Euch über den Weg nach Asien." Erschrocken wandte der Feldzeugmeister ein, dieser Welttheil sei noch weit entfernt und läge in einer ganz andern Richtung." "Mazeppa — meinte Carl — hat mir doch gesagt, daß er hier in der Nähe sei. Wir müssen dahin, auf daß wir uns rühmen können, auch in Asien gewesen zu sein." Gyllenkrok nahm die Sache nur für Scherz; aber es war voller Ernst, und der König gab erst Befehl zum Rückzuge, als ihm Mazeppa versichert hatte, seine Aeußerung sei ein leerer Einfall gewesen."

"Das hat in der That den Anschein, als ob er nie wieder zurückzukehren gedenke — äußerte Gyllenstjerna — und es möchte drum sein, wenn die Sachen nur hier auf einem andern Fuße ständen. Aber so lange wir nicht wissen, in welche Hände die Alleinherrschaft kommen wird. . . ."

"Die Alleinherrschaft! — rief Horn hastig aus — ist eine Mißgeburt, die keine dritte Generation

erleben darf, darüber müssen alle denkenden Schweden eins sein. Sie wurde von Carl's XII. Vater erzeugt, und soll, so wahr ich Arwid Bernhard Horn heiße, mit Carl's XI. Sohne enden."

"Und können auf dies Wort des Gouverneurs des Schwestersohns Carls XII. die Gegner der Alleinherrschaft sich verlassen?" — fragte mit erhobener Stimme und prüfendem Blicke Gyllenstjerna.

"So lange der Gouverneur dieses Fürsten mit schwedischen Staatsangelegenheiten zu thun hat, muß sein Schüler von verderblichen Ansprüchen auf Alleinherrschaft, .. oder von vermessenen Hoffnungen auf einen Königsthron abstehen," versetzte mit Nachdruck Horn.

Gyllenstjerna reichte Horn die Hand, und beide Rathsherren schieden mit einem kräftigen und beredten Handschlage von einander.

Neuntes Kapitel.

Noch acht Tage, bevor bei Pultawa, wo die Sonne des Glücks für Schweden unterging und Rußlands Heere ihre erste europäische Bedeutung gewannen, die entscheidenden Würfel fielen, betäubte man in Stockholm seine Sorgen mit berauschenden Siegesgerüchten. Das Erwachen war schrecklich. Am 27. Juni 1709 erlitten die Schweden unter dem eigenen Befehl des Königs jene berühmte Niederlage, von welcher der Hofmarschall und Oberintendant Baron Tessin in dem nachstehenden Briefe an den Envoyé Cronström folgender Maaßen berichtet:

Stockholm, den 4. September 1709.

Mein Herr!

„Wenn ich längere Zeit nicht an Sie schrieb, so lag die Ursache in dem gänzlichen Mangel an Nachrichten von unserem Kriegsheer, während die Nachrichten von dem der Moskowiter ohne Unterlaß Alles enthielten, was sich nur Schreckliches für uns denken ließ. Da sich diese letzteren endlich nur als allzuwahr ergeben haben,

so werde ich Ihnen heut davon mittheilen, so viel meine Zeit erlaubt, nachdem der Hof gestern Abend wieder nach der Stadt gezogen ist. Es wäre für dies entsetzliche Ereigniß mehr ein Buch oder eine Unterredung mehrerer Tage, als ein Brief, nöthig. Da Sie aber in diesem Augenblicke ohne Zweifel schon mehrere Umstände davon kennen, so werde ich nicht allzuweitläuftig über einen Gegenstand sein, der in jeder Beziehung traurig ist und nur das einzige Tröstliche hat, daß die heilige Person des Königs sich wohl befindet und daß man nach den unerhörten Gefahren, die ihn bedrohten, glauben muß, daß die göttliche Vorsehung ihn noch zu etwas Großem auf dieser Welt aufbewahrt hat. Nach sechsmonatlicher Hungersnoth in einer Wüstenei, wo das Heer nur mühsam spärlichen Unterhalt fand und wo es nichts andres als Wasser zu trinken gab, so daß über die Hälfte der Leute umkam, sah sich der König genöthigt, mit dem Ueberrest von nur 17000 Mann den Feind anzugreifen, und zwar in einer gefährlichen Verschanzung. Dennoch hatte er ihn von 4 bis 7 Uhr Morgens in die Flucht getrieben, aber als bei seiner Rückkehr die Hälfte seines Heers von den Moskowitern, welche neuen Muth gefaßt hatten, da sie wußten, wie sehr ihnen unsere Truppen an Zahl nachstanden, abgeschnitten wurde, so wandte sich das Blatt dermaßen, daß drei Tage nach diesem unglücklichen Ereignisse auch Herr Graf Lewenhaupt gezwungen war, sich gefangen zu geben, um den Rest seines Heers zu erhalten, und ihn nicht der Gefahr auszusetzen, niedergemacht zu werden. Am dritten Tage danach zog sich der König nach Oxokowa zurück, von

ungefähr 600 Mann gefolgt, von denen mehr als die Hälfte aus einer Auswahl der besten Offiziere bestehen soll, welche man die ausgesuchtesten Rosse besteigen ließ und von denen zu gleicher Zeit fast die ganze Feldkasse gerettet wurde. Die Feldkanzlei verbrannte gänzlich. Herr Graf Piper war schon von dem Heere des Grafen Lewenhaupt getrennt und wurde gezwungen, sich nach der Stadt Pultawa zurückzuziehn, einer Stadt, welche der König in einer halben Stunde hätte nehmen können, wenn er nicht das Moskowitische Heer zu deren Entsatz verlocken wollte. Zehn Tage vorher hatte der König eine Wunde bekommen, die vom kleinen bis zum großen Zehen ging. Mehrere Nerven am Fuß waren dabei verletzt. Er litt davon große Plagen und es zeigte sich sogar schon der kalte Brand*); aber am Tage der Schlacht war die Wunde wieder ganz gut und ohne Gefahr. Inzwischen war er genöthigt, sich auf einer Bahre tragen zu lassen, welche ganz und gar zerschmettert wurde. Von zwölf Trabanten, welche ihn umgaben, wurden zehn in Stücke gehauen. Als man ihn kurz danach auf ein Pferd gesetzt hatte, wurde auch dies erschossen. Major Wolfelt half ihm dann auf sein Pferd und opferte dadurch, nur 50 Fuß vom Könige entfernt, sein Leben; eine That, die sein Andenken verewigen muß. Nachdem

---

*) Carl bekam diese Wunde am 16. Juni bei Worschta, als er den am andern Ufer des Flusses stehenden Feind recognoscirte. Die Operation war schmerzhaft, Carl aber hielt selbst dem Feldscheer den Fuß hin und gab nicht das geringste Zeichen von Ungeduld.

der König über den Fluß gekommen war, wurden Alle, welche von den Wegweisern geführt wurden, gefangengenommen oder niedergemacht, ein Schicksal, das auch den König betroffen haben würde, wäre er nicht, ohne zu wissen, wo er sich befand, vom Wege abgewichen. Hieraus sehen Sie, mein Herr, wie sehr ich Ursache gehabt habe, zu behaupten, daß seine heilige Person zu etwas aufbewahrt scheine, was alle Vorstellungen, die man sich machen kann, übersteige. Alle unsere Gefangenen, insbesondere die Generale, loben sehr das Benehmen des Czaren gegen sie. Sie befinden sich eine Meile von Moskau auf einem Menzikoffschen Lustschlosse, wo sie in einer Meile Umkreis frei herum gehen können. Herr Graf Piper ist, unter uns gesagt, mit vier und zwanzig Mann Wache nach Kiew geführt. Generalmajor Meyerfeldt wurde sogleich abgeschickt, um gegen seine Auslieferung zwei der vornehmsten Gefangenen, die sich in der Gewalt der Unsrigen befinden, anzubieten, aber man fürchtet keinen leichten Erfolg. Die Auswechslung der Generale wird rasch von Statten gehn, denn Herr Cederhjelm ist schon mit den von beiden Seiten genehmigten Vorschlägen zurückgekommen. Von der Feldkanzlei befinden sich nur die Herrn Müller, Hulten, Bäng und von Kocken bei dem Könige. Der Tod des Herrn Hermelin wird von aller Welt beklagt. Er befindet sich weder beim Könige, noch unter der Zahl der Gefangenen, auch behaupten einige, gesehn zu haben, wie er zu gleicher Zeit mit Herrn Adlerstedt getödtet worden sei. Graf Anders Torstenson's Tod findet in dem ganzen Heere große Theilnahme, da

er sich sehr hervorgethan hat. Der Czar hat den Grafen Rehnskjöld besucht und geäußert, daß er mit großem Leidwesen sein Unwohlsein vernommen habe, und daß er den bereits für den folgenden Tag gegebenen Befehl zum Abmarsch seinetwegen noch drei Tage hinausschieben wolle. — Da haben Sie nun einen so kurzen Bericht, wie ich im Stande war, zu geben, gebe Gott, daß die Folgen nicht noch bedeutender sein mögen! Man wartet mit der größten Ungeduld von der Welt auf die Nachricht von der Ankunft des Königs bei dem Heer vor Crassau; es giebt sogar Personen, die da glauben, daß er hier sein werde, ehe man ein Wort davon wisse. Herr Meyerfelt wird täglich erwartet. Gestern kam ein Brief von Herrn Bång, welcher das Wohlbefinden des Königs bestätigte und meldete, daß er außer aller Gefahr sei. Der Brief ist vierzehn Tage nach der Schlacht und aus Orokowa geschrieben. Ein Eilbote soll schon durch Holstein gekommen sein, der einen Brief des Königs an die Königin und Ihre Königl. Hoheit mitbringt. Was man am meisten für den Augenblick befürchtet, ist ein Anfall auf das Heer vor Crassau und auf das bei Riga. Der Senat kommt zweimal des Tags zusammen und erwägt alle möglichen Schritte und Wege, um dem zuvorzukommen, was uns zu bedrohen scheint.“

Diesem ausweichenden Berichte über Carl's XII. Niederlage, wie ihn einer seiner ergebensten und von ihm am meisten begünstigten Beamten giebt, verdient ein Urtheil an die Seite gestellt zu werden, das der geschlagene Held und seine phantastischen Unternehmungen in

dem durch und durch praktischen England fanden. Erwägt man, wie sehr sich Carl General Paykull's verletzende Aeußerungen in einem Privatbriefe an seinen eigenen Monarchen zu Gemüth zog und wie grausam er diese rächte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der scharfe, in England durch die Presse veröffentlichte Tadel wesentlich zu den späteren Plänen Carl's beitrug, Großbrittannien ein Regentenhaus aufzudringen, was es nicht haben wollte.

„Alle Berichte — schreibt der Engländer — welche mit der letzten Post wieder eingelaufen sind, bestätigen von allen Orten das Unglück der Schweden: ein Wunder wahrlich ist es, was man schwerlich früher geahnt hätte, daß ein schwedisches Kriegsheer in offener Feldschlacht von den Moskovitern besiegt werden konnte Es ist — oder war wenigstens — so, als wenn ein Heer von Veteranen oder alten, im Kriegshandwerk grau gewordenen Soldaten von einem Haufen zusammengerafften Packs und ungeübten Soldaten, wenn ein Heer der besten Krieger geschlagen wird von Flickweibern und Bettelfrauen, oder wie man ein Volk nennen will, von dem wir in der Geschichte lesen, daß, als einst der Czar einen hochmüthigen Gesandten schickte, um den Türken mit Krieg zu drohen, der Sultan den Legaten aufforderte, heimzukehren und seinem Herrn zu sagen, daß er von Krieg und Frieden nichts verstünde.

Mit Recht werden die Schweden zu den besten Soldaten in der Welt gerechnet. Kein Prinz kann bessere Truppen anführen oder anzuführen wünschen. Sie sind von starkem Körperbau, beherzt, ausdauernd in dem, was

ihnen befohlen wird; kühn und dreist in Allem, was sie vornehmen, haben sie Muth, sind zum Aeußersten entschlossen und strenge in ihrer Kriegszucht. Kurz sie besitzen Alles, was ein Heer unüberwindlich macht. Mit Siegen und Ruhm bedeckt, haben sie stets die Moscowiter verachtet und in dem Grade, daß sie sich nicht fürchteten, diese anzugreifen, wenn sie auch 5 bis 10 Mal stärker waren und hinter Verschanzungen, Linien und Batterieen sich befanden. Jetzt aber hat sich das Blatt gewandt. Alles das scheint mir (Andre mögen anders denken) nicht eine Folge der Feigheit der Schweden, sondern der alle Begriffe übersteigenden Vermessenheit und Halsstarrigkeit ihres Anführers, der, aufgeblasen von Hochmuth über seine Siege, die berühmten neuen Einrichtungen der Moscowiter und die Erfahrung in der Kriegskunst zu sehr verachtet hat, welche sie sich in den drei letzten Jahren erworben haben. In ganz Europa ist es bekannt, daß unter der Leitung von Deutschen, Schotten und Franzosen das ganze moskowitische Staatswesen verändert worden ist; die Soldaten der Moskowiter sind in Regimenter vertheilt, nach deutscher Manier gekleidet, geübt und besoldet, und nachdem eine scharfe Kriegszucht unter ihnen eingeführt ist, haben sie gelernt, Befehlen zu gehorchen und sind zum Kriegsdienst abgehärtet. Da sie außerdem von Natur dreist und tollkühn sind, so sind sie auf gutem Wege, eben so gute Soldaten zu werden, wie nur irgend Andere. Ich habe es oft ausgesprochen, die Moskowiter würden durch ihre Niederlagen lernen, uns zu schlagen, dies hat sich nun, wo die Ueberwundenen siegen, bestätigt. Also geschah es

auch mit den Römern, die mit ihren Angriffen auf die nordischen Völker diese endlich lehrten, sie zu überwinden. Die Gothen und Vandalen waren von starker Leibesbeschaffenheit, dreist, kühn und verzweifelt; doch der Kriegszucht unkundig, barbarisch und schwer zu lenken. Sobald sie aber die römischen Waffen richtig zu gebrauchen wußten, sich in den Kriegsgehorsam zu finden, Regeln zu beobachten gelernt und sich an regelmäßige Schlachten gewöhnt hatten, vertrieben sie die Römer aus ihrer Welt, beraubten sie aller errungenen großen Sieges- und Lorbeerkränze und überließen dies mächtige und ausgedehnte Reich anderen barbarischen Völkern zum Raube. Sollten die Moskowiter durch ihre Niederlage gelernt haben, was wir Kriegskunst, l'art de la guerre, nennen, sollten sie disciplinirt und ihre Heere regelrecht werden und ihr Adel sich auf das Kriegswesen legen, sollten sie, auf diese Weise gekräftigt und verstärkt, ganz Europa die Stange halten, unsre Nachkommen würden dies dem Könige von Schweden eben so wenig Dank wissen, wie wir Carl II. dafür danken, daß er, indem er Dünkirchen an Frankreich verkaufte und die Franzosen die Einrichtungen der englischen Flotte kennen lehrte, den Grund legte, auf welchem der König von Frankreich jetzt größer zur See geworden ist, als alle anderen christlichen Potentaten. Betrachten wir nun die gegenwärtige Lage des Königs von Schweden und nehmen an, daß er dem Schlage nicht erlegen, den ihm der verachtete Feind, die Moskowiter, zugefügt hat, so steht es fest, daß er am wenigsten zu beklagen ist von allen Fürsten der Welt, welche das Unglück gehabt haben, ruinirt zu

werden. Man spricht von ihm als von einem Fürsten, der nach dem Urtheile der Welt einen Krieg nicht nur gegen sein eigenes Interesse, sondern auch gegen das allgemeine Beste der Christenheit verfolgte, einen Krieg, der kaum in irgend einer Hinsicht zu seinem Vortheil enden konnte, einen Krieg gegen einen Fürsten, von dem er keine andere Genugthuung zu erlangen vermochte, als daß er ihn vom Thron stürzte, und dessen Untergang und Absetzung ihm weder Vortheil noch Ehre bereitete. Denn die Länder desselben, wenn er sie besaß, würden ihn zu Grunde gerichtet haben. Zu arm, um ausgeplündert, zu kalt und unfruchtbar, um bebaut zu werden, sind sie zu weit entfernt und zu ausgedehnt, dazu wild und häßlich, schlecht bebaut, öde und leer. Während dieser junge, kühne Eroberer seinen Feind durch litthauische und russische Wälder und Wüsteneien verfolgt, während er ein stattliches Heer in diesen Einöden der Vernichtung preisgiebt, nehmen die Moskowiter täglich an europäischer Verfeinerung zu und bemühen sich, auf alle Kriegsvortheile Acht zu geben; indem sie sich Narwa's und eines großen Theils von Liefland bemächtigen, bereichern sie sich durch den Raub schwedischer Länder und fassen festen Fuß am Strand der Ostsee, von wo aus sie mit der Zeit um die Herrschaft über dies Gewässer kämpfen können. Sie locken die Schweden bis an den Dnieperfluß und einer entscheidenden Schlacht ausweichend, schwächen sie deren Truppen durch Scharmützel und Ueberfälle, unbekümmert, ob sie zehn Mann gegen einen verlieren. Der Czar, der über ein Land von Sclaven, über ein Land von fast 2000 englischen Meilen an Breite und

Länge herrscht, dessen Bewohner ihm eben so unterthan sind, wie die Hunde eines Edelmanns bei uns in England ihrem Jäger, was frägt dieser nach einer Niederlage! Dagegen ist jeder schwedische Soldat ein eben so großer Verlust für die Schweden, wie eine ganze Compagnie für die Moskowiter sein würde. Indem der Czar seinen Widersacher also verleitet und verlockt hat, einem eitlen Ding der Einbildung, was einige Ruhm (gloire) andere Rache (revanche) nennen, nachzulaufen — was hat dieser sein Widersacher erreicht? Zuerst wurde sein General Lewenhaupt geschlagen, welcher Proviant und Kriegsvorrath führte, und endlich fällt er selbst, abgeschwächt und geschlagen, in die Grube eines Feindes, den er in seinen Verschanzungen anzugreifen wagte. Unglücklicher Ehrgeiz, der wenn er einmal dem Menschen mit der Ehre des Siegs geschmeichelt hat, ihm die Augen mit dem Nebel und Schatten eines eingebildeten eitlen Ruhms verfinstert, daß er im Streben danach in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends stürzt.

Es war eine bekannte Maxime Julius Cäsar's, niemals irgend einen Feind zu verachten. Nur die Verachtung des Feindes konnte den König von Schweden zu einer solchen Thorheit bringen. Nichts anders als eine eingebildete Größe, diejenige übersteigend, auf die er billig Anspruch machen durfte, konnte ihn vermögen, so muthige Soldaten einer so mißlichen Eroberung aufzuopfern. Was nutzte es dem Könige von Schweden, eine Menge wüstes Land zu besitzen, über barbarische, arme und hungrige Völker zu regieren, die nichts zu verlieren haben und von denen die übrige Welt nichts

gewinnen kann? Um was würde er größer geworden sein durch Horden von Tartaren und Schwärme von Kosacken — Unterthanen, über die kein Fürst regieren mag, und die kein anderes Gesetz als das Schwerdt zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit bewegen kann. Der König von Schweden ist bereits Beherrscher eines edlen, großgesinnten, gesitteten, treuen und tapferen Volks, eines zahlreichen, gebildeten und glänzenden Adels, ist Herrscher über Unterthanen, die ein besseres Glück verdienen, als für die Raserei und den Ehrgeiz eines Einzigen aufgeopfert zu werden, der nur bestrebt ist, seine Rache zu kühlen und Länder zu erobern, die unmöglich erhalten werden können und die es auch durchaus nicht der Mühe lohnt, einzunehmen. Nirgends tritt Gottes Vorsehung deutlicher hervor, als wenn er die Hoffahrt und Ruhmsucht ehrsüchtiger, tyrannischer Fürsten und Krieger niederschlägt, deren Hochmuth nichts Anderes erstrebt, als ihres Gleichen in Gewalt und Zerstörung zu unterrichten und an diese zu gewöhnen. Wenn unsre Nachrichten aus Moskau wahr sind, so mag der König von Schweden dastehn als ein Memento mori für alle grausamen und ehrgeizigen Fürsten in Europa; und es wird ein Beweis für deren Klugheit sein, wenn sie sich daran ein warnendes Beispiel nehmen.«

Zehntes Kapitel.

Von dem Augenblicke an, wo das Blendwerk der Unüberwindlichkeit Carl XII. verschwunden war, warfen sich seine persönlichen Feinde und die Feinde Schwedens mit erneutem Muthe und gesteigerten Kräften auf dieses arme Land, das jetzt für seine schmerzlichen Opfer und blutenden Wunden selbst des minder wesentlichen als schmeichelhaften Trostes beraubt war, den Siege, Ruhm, Größe und Erfolge gewähren. Der Czar beeilte sich, seine über Schweden errungenen Vortheile zu erweitern und zu befestigen; August eilte, aufs neue die von ihm abgetretene polnische Krone in Besitz zu nehmen, Preußen und England boten hülfreiche Hand, die Schweden gänzlich aus Deutschland zu vertreiben: und Dänemark . . . .

Dieser Nachbar hielt den Zeitpunkt für günstig, einen Nebenbuhler zu beschneiden, zu zerstückeln und zu vernichten, der seiner auf die dänischen Inseln und das dürftige Norwegen beschränkten Macht doppelt gefährlich war, nachdem das streitbare schwedische Volk auf Dänemarks Kosten seine natürlichen Grenzen im Süden eingenommen hatte. Wäre dieser Anschlag der Dänen in

der damaligen bedrängten Lage des schwedischen Volks geglückt, vielleicht würde Schweden als selbstständiger Staat auf der Charte Europa's ausgelöscht worden sein — und er wäre geglückt, ohne die fast übermenschlichen Anstrengungen eines einzigen Mannes, der an persönlichem Muth und an Tapferkeit Carl XII. ebenbürtig, diesem hinsichtlich der übrigen zu einem großen Feldherrn erforderlichen Eigenschaften unvergleichlich überlegen war. Dieser Mann war Magnus Stenbock. Das Glück stellte seinen persönlichen hohen Werth in dasjenige Licht, was unter einer monarchischen Regierung, und zwar je willkührlicher diese, um so unentbehrlicher ist, um auf den Punkt zu gelangen, wo man sich und dem Allgemeinen am meisten nutzen kann. Das heißt: er hatte einflußreiche Familienverbindungen, sowohl durch seine eigene Person, wie durch seine Gemahlin, eine Tochter des Königl. Raths Grafen Bengt Oxenstjerna, und gewann die besondere Gunst des Königs, seines Gebieters. Seine Tapferkeit und Verdienste einer Seits, sein einschmeichelndes Wesen, seine Munterkeit, seine Veranstaltungen schmeichelhafter Lustbarkeiten anderer Seits *) machten ihn allmählig zu einem der Günstlinge Carl XII. Als solcher durfte er dem Monarchen gegenüber frei sprechen, konnte ihm eine oder die andere nützliche Wahrheit sagen, diese und jene Thorheit verhindern, bald das, bald dies zum Nutzen des Allgemeinen oder eines Ein-

*) So gab er unter Anderm am Carlstag den 18. Januar 1701 ein glänzendes Fest zu Ehren Carl XII., wovon er eine ausführliche Beschreibung drucken ließ.

zelnen erwirken, ward er ferner von seinem erhabenen Beschützer mündlich oder schriftlich (wenn man will) beehrt mit den Schmeichelnamen „Måns*) Lurifax" und „Måns Bock", nichts desto weniger aber sehnte er sich, „procul a Jove, procul a fulmine" zu kommen. Es glückte ihm das erst im Jahre 1707, wo er als Gouverneur von Schonen in die Heimath zurückgesandt wurde. Die listigen Anschläge und feindlichen Absichten der Dänen wurden sogleich von seinem durchdringenden, wachsamen und geübten Blicke durchschaut. Von dem Augenblicke an war er unermüdlich thätig, der Gefahr zuvorzukommen, ihr zu begegnen und sie zu vernichten. Weder Tag noch Nacht ließ er sie außer Augen, gönnte nicht sich, nicht Andern Ruhe. Schonen war, als er es übernahm, ohne Vertheidigung, kein Heer war zur Hand, keine Mittel waren da, ein solches zu beschaffen und es fehlte an Kriegsgeräthen und an Mundvorrath.

Von dieser Zeit an war es, wo die beiden großen Männer, welche Schweden, der Eine für den Augenblick, der Andere in einer späteren Zeit, vom Untergange erretteten, Stenbock und Horn, jeder auf seinem Platze, als Repräsentanten verschiedener politischen Ansichten auftraten, der Erstere bereit, Alles für die königliche Gewalt und König Carl aufzuopfern; der Letztere entschlossen, das Vaterland zu retten und den Staat zu ordnen auf Kosten der vorzüglichsten Vorrechte dieser Gewalt und, wenn es galt, auch des Monarchen selbst, welcher launisch und nutzlos die errungenen Vortheile

*) Måns ist eine Abkürzung für Magnus.

vergeudete. In der Voraussetzung, Horn, der im Lager aufgewachsen war, sein Glück durch die Waffen gemacht hatte, die Gunst des Königs besaß und Piper's Schwager gewesen war, werde, nachdem er Mitglied des Senats geworden und darin großen Einfluß ausübte, eben so eifrig wie Stenbock die Kriegszurüstungen betreiben, schrieb ihm der Letztere unterm 15. Januar 1710: „Ich bitte Ew. Excellenz um Jesu willen, allen Ihren Einfluß anzuwenden, daß das Werk mit dem gehörigen Nachdrucke angegriffen wird, sonst ist Schonen noch vor dem Mai verloren.“

Horn jedoch war weit davon entfernt, die Sache so hitzig zu nehmen. Denn abgesehen davon, daß er als Staatsmann jederzeit kalt und vorsichtig und ein wenig langsam zu Werke ging, so mochte man auch im Rathe den Dänen nicht die Falschheit zutrauen, ohne Kriegsursache einen Nachbar zu überfallen, der sich in jedem Punkte die zwischen ihnen geschlossenen Verträge hatte zur Richtschnur dienen lassen und der ihnen in Allem freundschaftlich und bereitwillig begegnete. Vielmehr glaubte der Senat in Stenbock's Wachsamkeit und Eifer Glücksritterei und das Bestreben zu entdecken, in der Gunst des kriegslustigen und nach Abenteuern begierigen Königs noch höher zu steigen und sich zu befestigen. Und um solche Absichten zu befördern, war man keineswegs geneigt, mit neuen Anstrengungen und Geldopfern die Schwere der Bürde zu vermehren, welche auf dem armen, verblutenden Vaterlande lastete.

Stenbock blieb folglich auf sein eigenes Vermögen, zu schaffen, zu ordnen, anzufeuern und anzuführen,

beschränkt. Genie, Thätigkeit und Kraft schienen bei ihm auch in demselben Maaße zu wachsen, wie die Gefahren drohender wurden, die Schwierigkeiten sich häuften.

Mit hinreißender Beredsamkeit — nicht mit derjenigen schön geschmückter Phrasen, sondern mit der Beredsamkeit des Gefühls, des Herzens und der Ueberzeugung — wandte sich Stenbock ermahnend und aufmunternd an die Menge nah und fern: mündlich, wo er persönlich erscheinen konnte und durch Circulare in den entfernteren Orten. Von frommen Vertrauen auf Gott durchdrungen, dem Herrscherwillen des Königs unbeschränkt ergeben und sich unterordnend, voller Liebe zum Vaterlande, impfte er gleiche Denkungsart auch denen ein, an welche er seine Ermahnungen richtete. Zunächst aber, wo es Opfer galt, nahm er seine eigenen Mittel in Anspruch, um theils die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, theils um durch sein Beispiel Andre zu bewegen, dem bedrängten Vaterland sich hülfreich zu erweisen. Alles lief auch über Erwarten glücklich, völlig nach Wunsch und man kann hinzufügen, so ab, wie es der edle und große Urheber verdiente. Die Dänen, welche schadenfroh darauf gerechnet hatten, Schweden wehrlos zu finden und fast ohne Schwerdtschlag in Besitz nehmen zu können, denn also waren sie von ihren geheimen Kundschaftern nach dem Unglück bei Pultawa berichtet worden, wurden von Bestürzung betroffen — einem sicheren Vorboten der Niederlage, — als sie überall auf bewaffneten Widerstand stießen und fast bei jedem Schritte genöthigt wurden, sich in aufreibende Gefechte einzulassen. Durch diese letzteren, welche Stenbock

mit überlegenem Geschick leitete, erreichte er den doppelten Zweck, den Feind zu ermatten und zu schwächen und sein eigenes zusammengerafftes Heer abzuhärten und einzuüben. Denn dies Heer bestand nicht aus Leuten, die an Kriegszucht und an Kriegsspiel gewöhnt waren. Mehr als die Hälfte von ihnen waren småländische Bauernknechte, die schlecht ausgerüstet jetzt zum ersten Mal in's Feuer geführt wurden. Aber durch das Wort, durch den Muth und das Beispiel ihres berühmten Anführers belebt, hielten sie überall den besten Truppen Dänemarks Stand. Schritt vor Schritt, auf verschiedenen Stellen, wo sie angriffen, wurden jetzt die Dänen von Stenbock auf einen gemeinsamen Punkt — die Ebene oberhalb Helsingborg — zurückgedrängt, und hier war es, wo am 20. Februar 1710 nicht bloß Schonens, sondern zugleich Schwedens Schicksal entschieden werden sollte. Zehn Jahre früher hatte Stenbock's Heldenmuth an Carl's Seite wesentlich zu dem glänzenden Siege über die Moskowiter beigetragen; Carl's Schwerdt hatte jetzt bereits seinen Zauberglanz der Unüberwindlichkeit verloren — Pultawa löschte den Ruhm Narwa's aus — Stenbock's Ruhm dagegen wuchs bei Helsingborg zu unabsehbarer Höhe und Helsingborgs Lorbeer war um so viel herrlicher als der von Narwa, als der erstere mit der Eichenkrone zusammengeflochten wurde, der letztere aber nutzlos verdorrte auf der Stirn des eigensinnigen, von unauslöschlichem Ruhmdurst verzehrten Uebermuths.

Alles, was Stenbock, oder vielmehr das südliche Schweden, an Streitkräften hatte aufbringen können,

war an jenem unvergeßlichen Tage unter Stenbock's Befehlen vereinigt. Mit weniger als 6000 Reitern und 8000 Mann Fußvolk griff er das nach Helsingborg zurückgedrängte 15000 Mann starke dänische Heer an. 4000 von dem letzteren blieben auf dem Wahlplatze, 3000 wurden zu Gefangenen gemacht und außerdem eroberten die Schweden 20 Kanonen und eine Menge dänischer Fahnen. Die übrigen Dänen flohen und zwar schneller, als die Schweden ihnen nachkommen konnten, oder der Mühe werth hielten, sie zu verfolgen, vernichteten aber auf der Flucht mehrere tausend Tonnen Getreide und tödteten über 6000 Pferde, um nicht auch mit dieser Beute die Sieger zu bereichern.

Die Wunderthat bei Narwa war schon längst spurlos von der Erde verschwunden und glänzte, nachdem die damals Besiegten sich zu Herren des ganzen Landes aufgeworfen hatten, in dessen Schooße die berühmte Schlacht ausgekämpft wurde, nachdem die Sieger nach end- und zwecklosen Streiten vom Rückzug abgeschnitten jetzt in der Schmach der Gefangenschaft vom Ruhmesrausche erwachten, nur noch als leuchtender Stern am Himmel der Erinnerung. Während die Niederlage, welche damals die Moskowiter von einem kampfgewohnten Feinde erlitten, sie anspornte, durch Kriegszucht und Uebung dieselbe Höhe der Streitbarkeit zu erklimmen, wurden die Dänen ein für alle Mal von weiteren Versuchen abgeschreckt, sich Schonens zu bemächtigen, wo der Kern ihrer Truppen durch wenig geübte und schlecht ausgerüstete schwedische Bauernknechte eine so gründliche Niederlage erlitten hatte.

Stenbock's Sieg zerstreute in Schweden die hier nach der Niederlage bei Pultawa allgemein herrschende Niedergeschlagenheit der Gemüther. Mit Bewundrung, mit Entzücken und Dank wurde der Held genannt, der zu gleicher Zeit den Ruhm des schwedischen Kriegernamens wiederhergestellt und die Unabhängigkeit des schwedischen Gebiets gerettet hatte.

Die allgemeine Freude über die Großthat Stenbock's machte sich nicht allein durch Lobpreisungen und Segenswünsche bei dem Volke und in den Gesängen der Dichter Luft. Auch die Stände des Reichs sprachen ihre Anerkennung durch eine großartige Handlung aus, welche in der damaligen bedrängten Lage Schwedens eine noch höhere und wo möglich schmeichelhaftere Bedeutung gewann. Magnus Stenbock's verstorbener Vater, der Reichsadmiral, war durch die Reduction in eine Lage gekommen, welche wenigstens verhältnißmäßig der Armuth nahe verwandt war. Unter Anderem war sein Haus auf Blasiiholm für 19000 Reichsthaler bei der Bank verpfändet. Diese Verschreibung tilgten die Stände und schenkten das Haus schuldenfrei dem Sieger von Helsingborg.

In Beziehung auf den letzteren befand sich der Senat grade damals in einer sehr eigenen und peinlichen Lage. Laut und bitter tadelte man im Volke die Gefühllosigkeit der Rathsherrn gegen den Retter des Vaterlandes, dessen große Unternehmungen sie früher nicht nur nicht ohne Unterstützung gelassen, sondern selbst gradezu zu hindern gesucht hatten. Man argwöhnte darin Ränke gegen Stenbock und den König, vorzüglich aber

Neid über den Ruhm und den Einfluß des Ersteren. Vor Allen traf dies mißgünstige Urtheil Horn, der in Thaten und in der Gunst des Königs Stenbock's Nebenbuhler gewesen war und an den sich Stenbock unmittelbar mit seinen Vorstellungen wegen Unterstützung gewandt hatte.

Nicht zum ersten Mal trat bei dieser Gelegenheit Horn's Meisterschaft in tiefen und vielseitigen Berechnungen hervor. „Wir haben viel gegen Graf Stenbock gutzumachen — äußerte Horn bei der ersten Berathung im Senat nach eingetroffener Nachricht von dem Siege bei Helsingborg — und uns von manchem Verdacht im Publikum zu reinigen. Es ist eben so sehr unsere Pflicht als unser eigenes Interesse, auf eine, unserer und seiner würdige Weise den außerordentlichen Dienst zu belohnen, den er bei dieser wichtigen Veranlassung dem Vaterlande geleistet hat.“

„Wir können diese Denkungsart unsres verehrten Amtsbruders nur hochschätzen — versetzte im Namen der übrigen Königl. Räthe Graf Wrede. — Auch ist keiner mehr im Stande und mehr dazu berechtigt, das Benehmen des Generals Stenbock nach Verdienst zu schätzen, als derjenige, welcher unter den eigenen Augen unsres unvergleichlichen Königs nicht minderen Ruhm als jener auf dem Schlachtfelde einerndtete. Aber Se. Excellenz scheinen zu vergessen, daß gegenwärtig Kronländereien nicht mehr verschenkt werden dürfen und der mehr als knappe Zustand der Schatzkammer ist uns Allen, Gott bessre es! genugsam bekannt.“

„Ew. Excellenzien, meinen hochverehrten Herrn

Amtsbrüdern — versetzte mit gerunzelter Stirn Horn — oder irgend einem andern treuen Unterthanen wird es, wie ich hoffe, nicht in den Sinn kommen, daß ich mich an dem großen Werke Sr. Hochseligen Majestät, der Reduction, vergreifen, oder die Mittel könnte versplittern wollen, deren unser jetzt regierender, geliebter König zur Ausführung seiner ruhmreichen Pläne bedürfen möchte. (Horn sprach diese letzteren Worte langsam und mit Nachdruck, während er mit durchdringenden Blicken die Gesichter sämmtlicher Senatoren musterte). Jedenfalls aber ist es unsere Pflicht, den Wünschen des Königs auch da entgegenzukommen, wo es diejenigen zu belohnen gilt, welche seine Aufträge treu und gut ausführen."

"Wie aber wollen Ew. Excellenz ihn belohnen?" fiel Wachtmeister mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit ihm in die Rede.

"Ich habe nicht zu wollen, sondern nur wohlgemeinte Vorschläge zu machen und abzuwarten, ob diese die Billigung Ew. Excellenzien, meiner Herren Amtsbrüder, finden werden — erwiederte Horn. — Wir müssen uns bemühen, so zu handeln, wie unser verehrungswürdiger König selbst gethan haben würde, wenn Se. Majestät sich hier befänden. Dürften wir da nicht für unzweifelhaft annehmen, daß in einem so glücklichen Falle Graf Stenbock, der die Dänen aus dem Lande gejagt hat, mit dem Feldmarschallsstabe beliehen worden wäre? Nun und eben dahin ginge mein Vorschlag, daß wir, die wir während der langen Abwesenheit des Königs an seiner Statt und Stelle die höchste Macht ausüben, mit dieser Auszeichnung den Sieger bei Helsing-

borg schmücken, indem wir natürlicher Weise schließlich Alles der Allerhöchsteigenen Bestätigung Sr. Majestät anheimstellen.“

Nach kurzer Berathung nahmen sämmtliche Rathsherrn Horn's Vorschlag an und der Senat ernannte den Grafen Stenbock zum Feldmarschall.

Elftes Kapitel.

Der neu ernannte Kanzlei-Präsident Kön. Rath Graf Horn befahl eines Morgens seiner Dienerschaft, jeden Besuch abzuweisen, da ihn Geschäfte verhinderten, Andere zu empfangen, als den Domprobst Molin aus Upsala und den Justiz-Bürgermeister Stockholm's Hylthen, welche beide daher, sobald sie sich meldeten, eingelassen werden sollten.

Die Schaar der Glücksritter, die man vielleicht unter keinem Volke auf dieser Erde zudringlicher und verhältnißmäßig zahlreicher antrifft als in Schweden — diese Schaar, welche unter Carl XI. das Vorgemach Lindschöldt übervölkerte, unter Carl XII. das Haus belagerte, in dem Piper's Gemahlin wohnte, unter Friedrich I. vor Erland Broman die Kniee beugte, unter Adolph Friedrich oder vielmehr Louise Ulrica sich hinter den Vorleser Beylon steckte, unter Gustav III. vor Armfelts Triumphwagen spannte, unter Gustav Adolph IV. zu Ugglas Füßen warf, unter Carl XIII. bei denen herumtrieb, welche sich darauf verstanden den König zu belustigen und dem Thronfolger Klatschereien zuzutragen, und unter Carl Johann mit

Brahe Abgötterei trieb — diese Schaar, welche mit Piper's Gefangennehmung ihren Compaß verloren hatte, richtete jetzt ihre Wetterfahne nach dessen früherem, bei dem Könige in gleicher Gunst stehendem Schwager, der nunmehrigen Quelle des Einflusses, und drängte sich in dessen Vorgemach.

Wohl funfzigmal hatte der Bediente den Bescheid wiederholt: „Se. Excellenz ist durch Geschäfte verhindert, zu empfangen, haben Sie die Güte, ihren Namen in diese Liste zu schreiben, als bei dem Namen: „Lars Molin“ der Bediente dem Schreiber dieses Namens ins Ohr flüsterte: „Der Herr Domprobst habe die Güte, sich über den Hof nach dem Bibliothekzimmer zu bemühen, wo Se. Excellenz Sie erwarten.“

Mit einer leichten Verneigung des Kopfs gab Molin zu verstehen, daß er der Weisung folgen werde, und wenige Minuten danach befand sich der Domprobst Angesicht zu Angesicht mit Horn, der ihn in seiner Bibliothek mit offenen Armen empfing.

„Willkommen, ehrwürdiger Freund! — begrüßte ihn der Rathsherr, indem er Molin freundlich die Hand reichte. — Ich habe wahre Sehnsucht danach getragen, mich mit Ihnen auszusprechen. Die Zeiten werden von Tag zu Tag böser, weitaussehender, ja halsbrechend, und wenn Schweden gerettet werden soll, muß ein Beschluß gefaßt und hier in's Werk gesetzt werden, ohne erst späte Befehle von den Grenzen Asiens abzuwarten.“

„Ew. Excellenz nehmen mir das Wort aus dem Munde — gab Molin zur Antwort — der hohe Senat ist hier stets am Ort, der König selbst mag nun so weit

und so lange fort sein, wie es ihm beliebt. Sonst wäre das Land ohne Regierung.«

Horn lachte bitter. »Es thut Noth — sagte er — nach allen Seiten hin die Augen offen zu halten, wenn nicht alles zuletzt vergeblich sein soll. Denn nicht Jedes ist von der Art, daß es auf eigenen Antrieb und eigene Verantwortung vom Rathe beschlossen werden kann und was wir in bester Wohlmeinung thun, gewinnt nicht immer gnädigen Beifall und hohe Genehmigung.

»In letzterer Beziehung dürften Ew. Excellenz Möglichkeiten voraussetzen, welche glücklicher Weise wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben — bemerkte der Domprobst — und was das erstere betrifft, so ist es die Nothwendigkeit, welche in dem einzelnen Falle die Gesetze macht.«

»Also wissen Sie nicht, mein Freund, daß der König den Feldmarschall-Stab zurückgenommen hat, womit wir den Sieg des Grafen Stenbock bei Helsingborg belohnten?« fragte Horn, indem er Molin prüfend anblickte.

»Wäre das möglich! General Stenbock stand doch immer so hoch in der Gunst des Königs und bemühte sich jederzeit einer der eifrigsten und ergebensten Diener Sr. Majestät zu sein!« rief Molin überrascht aus.

Horn ergriff die Hand des Domprobstes und drückte sie bedeutungsvoll, während er ihn scharf ansah und sagte:

»Begreifen Sie nicht, daß sowohl dieser Sieg, wie seine Belohnung, dem Interesse des Vaterlands, unabhängig von dem persönlichen Ruhme des Königs

galt. In der Entfernung können Geschäftigkeit und böser Wille dieses unabhängig leicht besorglicher als feindliche Heere erscheinen lassen.“

Der Domprobst Molin schüttelte sein Haupt, an welchem einige dünne rothe Haarspitzen unter dem schwarzen Seidenkäppchen hervorkuckten.“

„Zwölf Jahre unter Christina's — äußerte er — und wieder zwölf Jahre unter Carl's XI. Minderjährigkeit regierte der schwedische Senat dies ausgedehnte Reich, führte Krieg und schloß Frieden, ohne nur einmal den Versuch zu machen, die Macht an sich zu behalten, wenn die Zeit gekommen war, sie in die Hände des mündig gewordenen Regenten zu übergeben. Diese Beispiele scheinen finsteres Mißtrauen vernichten und ungereimte Besorgnisse zerstreuen zu müssen.“

„Sie übersehen, Herr Domprobst — fiel ihm Horn mit Lebhaftigkeit ins Wort — daß sich diese Beispiele auf Regenten beziehn, die nicht Alleinherrscher waren, und unter denen der Senat etwas zu sagen hatte, und Achtung gebieten konnte, so lange er sich in gutem Verständnisse mit den Reichsständen hielt.“

„Sie treffen den Nagel auf den Kopf, gnädiger Herr — versetzte Molin — was aber sollte Ew. Excellenzien, die jetzt an der Regierung sind, hindern, in gleicher Weise fortzufahren“

„Ist dies Ihre persönliche Meinung, oder glauben Sie, daß dieselbe von der Mehrzahl Ihres Standes getheilt wird?“ fragte Horn langsam und mit Betonung.

„Wenn Ew. Excellenz gestatten, so möchte ich dieser Frage in aller Unterwürfigkeit mit einer andern begeg-

nen — wandte Molin ein — handelt es sich um Maßregeln, bei welchen einen Befehl aus Bender abzuwarten die Entfernung und der daraus erwachsende Zeitverlust verwehrt: so bin ich bereit mich für das Einverständniß meiner verehrten Standesgenossen zu verbürgen. Aber um den gordischen Knoten zu zerhauen, ist wie ich fürchte der Apfel noch nicht reif genug und gefährlich dürfte es sein, den Stamm zu schütteln, so lange die Kirche nach dem Ableben des Erzbischofs im verflossenen Jahre des Haupts entbehrt.«

Während einer kurzen Pause betrachteten sich die beiden schlauen Staatsmänner mit forschenden und bedeutungsvollen Blicken. Horn brach zuerst das Schweigen:

»Sie wälzen, ehrwürdiger Freund! eine große Last von meiner Brust; denn auf Ihr Urtheil verlasse ich mich wie auf mein eigenes. Der Zweck beschränkt sich auf die Abhülfe des augenblicklichen Bedürfnisses, und wenn Hylthén in dieser Beziehung für die Bürgschaft gut sagt, so werden wir, will's Gott, die Stände zusammentreten lassen. Um in gewisser Beziehung keinen Anstoß zu geben, wollen wir das erste Mal den Namen »Reichstag« vermeiden und die Versammlung nur einen »Ausschuß der Reichsstände« nennen. Sein Sie aber überzeugt, Herr Domprobst, die Herrn sollen künftighin keinen Schaden davon haben.«

Horn drückte dabei lächelnd Molin die Hand.

Der Domprobst hatte sich noch nicht entfernt, als der Bürgermeister Hylthén eingelassen wurde. Das Gespräch betraf denselben Gegenstand und wurde mit

noch größerer Vorsicht, obschon gleichfalls nicht ohne Hindeutungen auf kommende Zeiten geführt. Horn stellte die Sache dar, als nur darauf berechnet, den Wünschen des Königs zuvorkommen, und Hylthén rühmte seinerseits die Anhänglichkeit der Bürgerschaft an den König.

Nachdem Horn auf diese Weise das Terrain untersucht hatte, ging der Rath an die Zusammenberufung der Stände — nicht eben zu einem Reichstage; man wollte diese Benennung vermeiden, um nicht den auf seiner Alleinmacht eifersüchtigen König zu verletzen, sondern wie Horn in dem obigen Gespräche mit Molin zu verstehen gegeben hatte, zu einem Ausschusse. Zugleich wurde, um jeden Verdacht in Bezug auf kühne und gegen den unbeschränkten Monarchen gerichtete Pläne zu entfernen, der Landmarschallstab dem 71jährigen Landeshauptmanne Clerck anvertraut und da dieser fast ununterbrochen durch Krämpfe verhindert wurde, dies Amt auszuüben, zu seinem Stellvertreter Gustav Cronhjelm ernannt, der bei dem Könige sehr in Gunst stand und sein Lehrer und Kammerherr gewesen war.

Während das Herz bei dem Gedanken an die Lage des Landes blutete, auf welches von Tag zu Tag mehr Gefahr und Unglück sich häufte, so daß Rettung nur durch ein Wunder möglich schien, kam es mit Leichtigkeit vor, daß man zuweilen lange Zeit nicht einmal wußte, wo der König war und in welcher Lage er sich befand, zumal nicht selten zehn bis zwölf Posten ausblieben. Die Stände faßten daher den eben so nöthigen wie klugen Beschluß, eine zuverlässige Person nach der Türkei zu

senden, um einerseits dem Könige genaue und sichere Mittheilungen von dem inneren Zustande des Landes zu machen, andererseits den Schweden Nachrichten von den Absichten und der Lage des Königs zu verschaffen. Die Furcht aber, Carl möchte diesen wohlbedachten Schritt mißfällig aufnehmen, zeigte sich von so vielen Seiten und unter so verschiedenen Gestalten, daß man endlich die Sache fallen ließ. Der nähere Verlauf dabei ist eben so der Aufmerksamkeit werth, wie er bisher in seinen Einzelnheiten wenig beleuchtet ist. Der Leser wird es daher unzweifelhaft gern sehen, wenn wir für eine kurze Zeit unsre Feder niederlegen und den Grafen Nicodemus Tessin mit seinen eignen Worten den Hergang erzählen lassen. Sein Bericht lautet wie folgt:

„Memorial betreffend die Sendung an Se. kön. Majestät im Namen gesammter Stände und die verschiedene Particularitäten, so dabei vorgekommen und wie meine Conduite dabei gewesen ist, als welches ich nöthig befunden habe, zu meiner und Anderer zukünftiger Justification deutlich und kurz niederzuschreiben, indem ich mich im Uebrigen auf die Protocolle berufe, hinsichtlich welcher ich anfangs und später zu verschiedenen Malen den Wunsch geäußert habe, daß sie jedes Mal, wo man auseinanderginge, adjustirt oder wenigstens bei der nächsten Zusammenkunft verlesen werden möchten, als was ich aber niemals, nicht einmal bei der Trennung der Stände habe erreichen können, also daß Alles nur auf der persönlichen Redlichkeit des Herrn Secretair Gyllenkrok beruht, aber um so zuverlässigeres Zeugniß ablegt, als seine Rechtlichkeit jedem redlichen Manne hinreichend

bekannt ist. Doch was dies Alles angeht, so wird es sich theils in den Protocollen des Senats, theils in denen der Defensions-Commission finden, vorzüglich aber in denjenigen, welche vom vorbemeldeten Secretair sowohl im geheimen Ausschuß sämmtlicher Stände, als im besondern Ausschuß der Ritterschaft und des Adels, oder bei der Zusammenkunft der Bevollmächtigten abgefaßt sind. Der Verlauf von diesem Allen war kürzlich wie folgt:

Weil man bei dem Zusammentritt der Stände noch keine sichere Nachricht von der erhabenen Person Sr. Kön. Majestät nnd von dessen Aufenthalte in Bender hatte, sondern diese Nachrichten bei der Ankunft jeder Post mit lauter Contradictionen unglaublich variirten; also wurde von Seiten der Ritterschaft und des Adels als höchst nöthig proponirt, drei oder vier Personen abzusenden, welche wegen Krankheit, wegen der schwierigen Passage und der langen Reise in der heißesten Jahreszeit nicht weniger an Zahl sein konnten, und welche auch differente Wege nehmen sollten, um sichere Kunde über dasjenige zu verschaffen, was die Ritterschaft in der vorgedachten Hinsicht und so höchst wichtigen Angelegenheit als Wunsch zu erkennen gab. Der Kammerherr Erich Sparre führte alles das auch in einer weitläuftigen Rede aus, welche von Allen agreirt wurde. Das Project fand eine universelle Approbation, also daß die Deputirten sämmtlicher Stände es höchlich wünschten, was hierauf von der Deputation der Stände Ihren Excellenzien vorgetragen wurde, woselbst diese Angelegenheit zuerst nicht von Allen agreirt wurde; da ich aber sagte, wie die

Sendung keinen andern Zweck habe, als nur unseren unterthänigsten Eifer an den Tag zu legen, sichere Nachricht von dem Befinden Sr. Kön. Majestät einzuholen und über die etwaigen Befehle Sr. Majestyt informirt zu werden, und da auch der Herr Bischof Wedberg und der Herr Bürgermeister Hylthén in gleichem Sinne sprachen, so wurde die Sendung bewilligt, jedoch mit der expressen Reservation von Seiten Ihrer Excellenzien, daß sie sich durchaus nicht damit befassen wollten.

Da Ihre Kön. Hoheit die Prinzeß verschiedene Male ihre höchste Zustimmung an den Tag legte und beständig wissen wollte, wann und wie bald es zur Ausführung kommen werde, also daß ich fragte, ob Ihre Kön. Hoheit in Gnaden gestatten möchten, daß ich bei unsrer nächsten Zusammenkunft erklärte, wie Ihre Kön. Hoheit die Sache nicht allein approbirten, sondern sogar höchlichst wünschten, so ward mir das gnädigst bewilligt und dann auch von mir vollführet. Am Tage darauf, als der Herr Landmarschall Clerk dem geheimen Ausschuß gesammter Stände vortrug, was am Tage vorher im Senate passirt war, so gab dies zu neuen Discussionen Anlaß, aber endlich blieb er doch dabei, daß die Sendung höchst nöthig sei, was von Allen mit einem „Ja!“ aus vollem Halse bekräftigt wurde. Und als darauf verlangt wurde, daß wer etwa noch anderer Meinung sei, aufstehn sollte, so geschah dies auch. Aber der Herr Landeshauptmann Cronhjelm protestirte noch höchlich dagegen, indem er sagte, es würde angesehen werden, als wäre hier status in statu u. s. w. Herr Secretair Ehrenstrahl war

außerdem der Einzige, welcher sich verschiedener Disvasionen bediente.

Hierbei muß ich noch bemerken, daß, als ich gleich darauf zur Mittagszeit an den Hof kam, Ihre Kön. Hoheit die Prinzessin zu mir sagte: „Nun, ich höre, daß Landeshauptmann Cronhjelm allein gegen die Sendung gewesen ist, das hätte ich niemals geglaubt. Gott lasse Se. Kön. Majestät bald heimkehren, um seine Unterthanen recht kennen zu lernen!“

Nach der Tafel war ich in dem Audienzzimmer Ihrer kön. Hoheit, als auch der Herr Bischof Svedberg hineinkam, wo ich in seiner Gegenwart die Worte wiederholte, die ich im Ritterhause in Beziehung auf den besonderen Wunsch Ihrer Kön. Hoheit gesprochen, was er auch bezeugte, worauf Ihre Kön. Hoheit Ihre besondere Zufriedenheit äußerten, indem sie dieselbe Angelegenheit auch dem Herrn Bischof Svedberg sehr gnädig recommendirten.

Am Abend, als ich wieder an den Hof kam, sagten mir Ihre Kön. Hoheit, Herr Graf Horn sei bei Ihrer Kön. Hoheit gewesen, habe aber die Sendung nicht gutgeheißen, aber Ihre Kön. Hoheit hoffe dessenungeachtet, daß sie zur Ausführung kommen werde. Aber später nach diesem Tage bekümmerte sich Ihre Kön. Hoheit nicht mehr um die Sache.

Auf dieses Alles folgte, daß wegen eintretender Krankheit des Herrn Landmarschalls Clerck, der Herr Landeshauptmann Cronhjelm dessen Stelle vertrat.

Dieselbe Materie wurde sofort aufs Neue ventilirt, fand aber continuirliche Schwierigkeiten. In dem Me-

morial, welches der Herr Secretair Gyllenkrok ihm zustellte, waren unter andern die Punkte von der Sendung und den Namen der Personen, die auch den Deputirten der andern Stände vorgetragen werden sollten. Aber wie oft auch Herr Graf Brahe, Graf Erich Stenbock und ich nebst Anderen daran erinnerten, so kamen sie doch nicht zum Vortrag, sondern wurden übergangen. Als sich darauf die Deputation im Rathe einfand, so wurde so oft als möglich von Herrn Grafen Erich Stenbock und mir an dieselbe Sache erinnert, wie Se. Excellenz Herr Graf Carl Gyllenstjerna, der Herr Secretair Gyllenkrok und Andere genugsam hörten, aber es half das Alles nichts, sondern es wurde endlich Herr Graf Erich Stenbock genöthigt, das Wort zu nehmen, und selbst über die Sache zu sprechen, welche dann weder abgelehnt noch approbirt wurde.

Am drauffolgenden Mittag aßen wir zusammen bei Herrn Dr. Iser,*) wo dieselbe Materie wieder aufs Tapet kam und über eine ganze Stunde besprochen wurde. Was dabei zwischen mir und dem Herrn Landeshauptmann vorfiel, können Alle bezeugen, die dort anwesend waren, an 17 bis 18 Personen, unter denen Herr General Magnus Stenbock, Graf Brahe, Kammerherr Erich Sparre, Generalmajor Ranck u. s. w., wo er von allen Seiten gefragt wurde, was er für eine Ursache haben könne, das vorbemeldte Verlangen im Senat nicht

*) Doctor Iser war Pastor Primarius an der Hauptkirche in Stockholm. Später wurde er von Bender aus zum Bischof von Westerås ernannt, wo er 1725 starb.

vorzutragen, und was für Gründe ihn bewegen könnten, bei einer so höchst nöthigen und fast einhellig approbirten Sache so viele Schwierigkeiten zu machen. Als er nach der Tafel sich zwischen Grafen Brahe und mich setzte, betheuerte er auf seine Ehre, daß am andern Tage noch vor 10 Uhr Alles geschehen sein solle, und bei unsrer Trennung am Abend bat er mich, daß ich den Adel und die Ritterschaft von der falschen Meinung abbringen möchte, welche sie in diesem Falle von ihm gefaßt haben dürften, was ich auch versprach. Aber am andern Vormittag dachte er nicht mehr an das gegebene Versprechen.

Kurz darauf wurde von dem Ausschuß gesammter Stände für räthlich befunden, den Herrn Generalmajor Düker zu ersuchen, sich zu dieser Sendung gebrauchen zu lassen, weil dieser sowohl in Sprachen erfahren war, wie auch bei Sr. Majestät in gnädigem Andenken stand, und überdies den ausführlichsten Bericht über die Action in Schoonen geben konnte, welcher er beigewohnt hatte; aus einer deference für Ihre Excellenzien auch aus Consideration für die Canzlei wollte man ihm Herrn Cederholm oder einen andern aus der Canzlei zum Begleiter geben. Dies war agreirt worden, als Herr Landeshauptman Cronhjelm sagte, daß er Ordre habe, hinauf in den Rath zu gehn, aber er verlangte keinen mit sich, auch nicht den Secretair Gyllenkrok. Inzwischen da Herr Generalmajor Düker den Vorschlag acceptirt hatte, so wurde auch von dem Ausschuß der gesammten Stände für gut befunden, ihm ein Reisegeld von 5000 Thlr. Silber auszusetzen, nehmlich für ihn und Herrn Cederholm, das sogleich bereit gestellt werden solle. Als

Herr Landeshauptmann Cronhjelm zurückkam und referirt hatte, was im Senate passirt war, jedoch mündlich und ohne, dem Brauche gemäß, Extractum protocolli aus dem Senate mitzubringen, so kam er zuletzt auf die Sendung zu sprechen, indem er sagte, daß Ihre Excellenzien in die Abreise des Generalmajors Düker durchaus nicht einwilligen könnten, weil er für das Vertheidigungswerk unmöglich gemißt werden könnte, aber wollten die Stände irgend einen andern schicken, so stände ihnen das frei, und sollte dieser dann mit Päßen und Recommandationen an fremde Höfe versehen werden; aber Ihre Excellenzien hielten für Ihre Personen irgend eine Sendung nicht nöthig und was dergleichen mehr war. Worauf ich dann zuerst erwiederte, daß weil die geheimen Ausschüsse sämmtlicher Stände so viele Wochen jetzt mit so großem Verlangen und so großer Mühe gesucht hätten, ihren unterthänigsten Eifer und Verehrung für Sr. Kön. Majestät erhabene und theure Person beweisen zu dürfen, so hätten sie Alles, was dabei möglich gewesen wäre, gethan, um ihre Conduite zu justificiren; aber da Ihre Excellenzien keine Sendung für nöthig hielten, so müßte man es dabei bewenden lassen. Herr Hauptmann Reenstjerna stimmte dem im Namen des dritten Stands bei, indem er dabei den Wunsch aussprach, daß bei einer so delicaten Materie die Protocolle genugsam adjustirt werden möchten.

Herr Assessor Flemming, für die zweite Classe, war auch dieser Meinung. Und als aller drei Stände geheime Ausschüsse zusammenkamen und Herr Landeshauptmann Cronhjelm auch dort die obenbemeldte Ant-

wort berichtete, war Herr Bischof Svedberg und Herr Bürgermeister Hylthén derselben Ansicht wie ich, indem der letztere noch hinzufügte, daß es aus reiner deference für Ihre Excellenzien besser sei, von der Sache abzustehn, so werde es auch nicht bei Sr. Majestät den Anschein gewinnen und die Deutung finden, als hätten sich die Stände von Ihren Excellenzien trennen wollen; wobei Alles sein Bewenden hatte, ohne daß Herr Landeshauptmann Cronhjelm diese Meinung auf irgend eine Weise zu berichtigen suchte. Hierbei ist zu observiren, daß er sein schriftliches Votum über diese Sendung (von dem ich nicht weiß, ob es sich in den Ritterhausacten findet) abgegeben hatte, worin sich, außer verschiedentlichen Difficultäten die Expression fand; daß eine solche Sendung nicht der Jurisdiction der Ritterschaft und des Adels competirte; was jeglicher um so schwerer begreifen konnte, als kein Unterthan en particulier fand, daß es unanständig für seine Person sei, wie viel weniger also für die gesammten Stände. Dies gab verschiedene verdrießliche Raisonnements, indem Jeder sagte, wenn es nicht nöthig wäre nach dem König zu fragen, so wäre es auch nicht nöthig, nach dem Andern zu fragen — und so gingen endlich Manche fort und reisten auf das Land.

Herr Bürgermeister Hylthén sagte auch, daß es für seinen Stand sehr zu beklagen wäre, denn wenn sie heim zu ihren Mitbürgern kämen, so würde große Unzufriedenheit entstehen, daß keiner eine sichere Nachricht von der theuern Person des Königs mit sich zurückbrächte.

Als nun das Pfingstfest vorüber war, und die Sache

viel Gerede in der ganzen Stadt gemacht hatte, traf es sich, daß ich am Dienstag an der Tafel bei Hofe mit dem Herrn Grafen Wrede und Herrn Grafen Axel Gyllenstjerna zusammentraf. Se. Excellenz Herr Graf Wrede fragte mich, wie es mit der Sendung stehe? Ich erwiederte, daß die Sache ruhe, worauf er mit großer Vehemence replicirte, es wäre kein ehrlicher Mann, der da sagte, daß Ihre Excellenzien sie nicht für nöthig gefunden hätten. Ich meinte: das würden die Protokolle am besten ausweisen. Mehr hatte ich auf dieses, was das Verhalten der gesammten Stände anging, zu antworten nicht nöthig. Nach der Tafel begann Se. Excellenz auch gegen Ihre Majestät die Königin und Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin ihrem Unwillen mit harten Expressionen Luft zu machen. Ich antwortete auf Alles Nichts, indem ich mich erinnerte, daß es am besten wäre, zuerst die Protokolle zu hören. Am Montage darauf, als Herr Landmarschall Clerck wieder hergestellt war und auch Herr Landeshauptmann Cronhjelm erschien, als der geheime Ausschuß der Stände Platz genommen hatte, wurde verlangt, daß das Protokoll, welches bei der letzten Zurückkunft des Herrn Landeshauptmanns Cronhjelm aus dem Rathe aufgenommen worden war, verlesen werden möchte, was auch geschah; und als es verlesen worden war, wurde gefragt, ob jemand etwas dagegen zu erinnern habe? Alle fanden es gut, ja auch Herr Landeshauptmann Cronhjelm hatte nichts einzuwenden; da stand ich auf und sagte: Ich kann nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit dem geheimen Ausschusse gesammter Stände vorzutragen, was

sich vorgestern bei Hofe zutrug und zwar in Gegenwart Sr. Excellenz des Herrn Grafen Carl Gyllenstjerna und der beiden Frauen Hofmeisterinnen. Und als ich das Obige berichtet hatte, wunderte sich Jedermann höchlich darüber. Hiernächst sagte ich, daß ich erstens wegen der geziemenden Ehrfurcht in der hohen Gegenwart der Königlichen Familie, um jeden Wortwechsel zu vermeiden, zweitens um nicht zu scheinen, als ob ich eine so harte Expression auf mich bezöge, drittens, um mich nicht responsabel durch eine Erwiederung auf etwas zu machen, was die gesammten Stände anging, vor allem aber viertens um deshalb nicht das Geringste darauf geantwortet hätte, um zunächst die Protokolle vorlesen zu hören, welche meine Conduite eine günstige Approbation fand. Und während in jedem Stande discurrirt wurde, wie man sich in diesem Falle verhalten solle, stellte ich anheim, ob es nicht am räthlichsten wäre, das Protokoll sogleich durch einige Deputirte hinauf in den Senat zu bringen, uud dort verlesen zu lassen, und ob es nicht auch später der Herr Secretair Ihrer Maj. der Königin und Ihrer Königl. Hoheit vorlesen dürfte?

Dies wurde agreirt, und dabei bestimmt, daß Herr Landeshauptmann Cronhjelm und ich mit dem Herrn Secretair Gyllenkrok uns hinaufbegeben sollten.

Ich drang sehr darauf, daß es sogleich geschehen solle, Herr Landeshauptmann Cronhjelm meinte, es möchte erst Nachmittags um 4 Uhr geschehen. Aber da ihn nichts zu einer andern Meinung bringen konnte und er später nicht da war, so schien es mir, um allerhand Mesures und Raisonnements vorzubeugen, anständiger,

die Angelegenheit vor und nicht nach der Mittagsmahlzeit zu erledigen, und ich erklärte deshalb, daß ich mich sogleich hinaufbegeben würde; ich würde aber auch oben verlangen, daß meine Rede gehörig zu Protokoll genommen werde, auf daß der Herr Landeshauptmann Cronhjelm sich überzeugen könne, daß dieselbe durchaus mit dem übereinstimme, was sich im Ritterhausprotokolle vorfände. Als ich darauf in die Defensions-Commission kam (in deren Protokoll sich meine Rede finden wird), sagte ich, Ihre Excellenzien die Herren Grafen Wrede und Carl Gyllenstjerna wüßten wohl, welche Expressionen am Tage vorher bei Ihre Maj. der Königin gebraucht worden. Also habe man in Gegenwart des geheimen Ausschusses der gesammten Stände das Protokoll verlesen lassen, wobei jener Expressionen und weshalb ich bei Hofe nichts darauf geantwortet, Erwähnung geschehen; jetzt aber könnte ich sagen, daß die Worte im Protokolle ständen. „Was steht darin?“ fragte Se. Excellenz Graf Wrede. Ich sagte: „die ausdrücklichen Worte, daß Ew. Excellenzien für ihre Personen die Sendung nicht für nöthig hielten. Ich kann mich grade nicht erinnern, ob diese, die oder eine Sendung dasteht, was ich Alles genau zu Protokoll zu nehmen bitte.“ Darauf sagte Se. Excellenz Graf Wrede: „die Worte haben wir nie gesagt.“ Ich erwiederte, „der Landeshauptmann Cronhjelm behaupte es steif und fest, indem er drei bis vier Mal erklärt habe, daß es eine Sache zwischen ihm und Ew. Excellenzien sei, die keinen Andern etwas anginge.“ „Sagt er das?“ äußerte Se. Excellenz Graf Wrede. Ich recitirte die Worte aufs Neue und bekam

wiederum zur Antwort, daß Ihre Excellenzien dies niemals gesagt hätten. Inzwischen las Se. Excellenz Herr Graf Falkenberg das frühere Protokoll und sagte dann wie Herr Graf Wrede: „Was steht hier?“ Ihre Excellenzien als Rath finden keine Sendung für nöthig. „Ja sagte Herr Graf Wrede, was hat das mit der Sendung der Ritterschaft zu thun, wir erklären noch jetzt, daß, wenn sie zwanzig für einen schickt, ihr das frei steht, und daß wir sie mit Pässen und Recommendationen versehen wollen.“ Diese Meinung ließ sich um so weniger aus der Rede des Landeshauptmannes im Ritterhause abnehmen, als bei den Ständen gar keine Rede von einer Sendung des Raths gewesen war; da nun der Herr Landeshauptmann das wahre Verhältniß recht gut kannte, warum beseitigte er nicht sogleich jene irrige Ansicht? Im Uebrigen sagte Se. Excellenz Herr Graf Wrede: weshalb nahm er kein Extractum protocolli mit sich herunter, dann würde er nichts Falsches vorgebracht haben. Ich erwiederte, aus diesem Grunde wünschte ich jetzt höchlich, daß es mit dem geschehen möge, was jetzt passirt sei, welchem auch Se. Excellenz mit mehreren Andern beistimmte, einige aber trugen dabei Bedenken, was denn auch veranlaßte, daß als derjenige, welcher das Protokoll geführt, mit mir herunter in das Ritterhaus kam, er nur das erstere und nicht das letztere Protokoll mit sich hatte, was mir sehr seltsam vorkam. Inzwischen wurde das erstere verlesen und fand nur hier und da in den Worten eine Differenz.

Am Tage darauf, wo die Zusammenkunft auf dem Ritterhause stattfand, langten erfreuliche Nachrichten aus

Bender von dem Wohlbefinden Sr. Kön. Majestät erhabenen Person an, mit vielen Particularitäten und Dienstveränderungen, unter welchen auch die, daß Herr Landeshauptmann Cronhjelm Hofkanzler geworden war.

Herr Geheime Rath Johann Banér sagte zum Grafen Erich Stenbock und mir nebst Anderen, daß er am Tage zuvor zugleich mit Herrn Cronhjelm und Anderen bei Sr. Excellenz Herrn Grafen Wrede zu Gast gewesen sei, woselbst nach der Tafel Herr Graf Wrede also den Herrn Landeshauptmann gefragt habe: „Haben Sie auf dem Ritterhause gesagt, daß wir für unsre Person die Sendung der Ritterschaft und des Adels an den König für unnöthig gefunden hatten?“ Worauf er ja gesagt, und daß er es nicht anders verstanden. Se. Excellenz hätten sodann replicirt: das haben wir niemals gesagt u. s. w. und harte Expressionen hinzugefügt.

Gleich hierauf in derselben Sitzung stand Herr Landeshauptmann Reenstjerna auf und ließ zu Protokoll nehmen, daß der Herr Landesmarschall Cronhjelm bei seiner Zurückkunft aus dem Senat im Namen Ihrer Excellenzien die Sendung nicht nur für unnöthig, sondern auch für unnütz und eitel erklärt habe.

Herr Bischof Billberg sagte auch, es seien lauter disvasoria vorgebracht worden und die Ursache gewesen, daß aus der Sache nichts geworden. Und da die jetzt angekommenen letzten Nachrichten nur vier Wochen alt seien, so sei es am Besten, es nun dabei zu lassen.

Zu allerletzt kam dann Herr Secretair Gyllen-

krok aus dem Rath und erklärte, wie Ihre Excellenzien gefunden hätten, daß die Worte mit einander conciliirt werden könnten u. s. w, worauf ich erwiederte, daß der Herr Hofkanzler nur nöthig gehabt habe, als die Beschuldigung vorgebracht wurde, Extractum protocolli aus dem Senat erbitten zu lassen, und zu erklären, daß er niemals daran gedacht habe, die Worte anders wiederzugeben, als sie sich dort finden, so wäre der Verwirrung ein Ende gemacht worden. Worauf dann Alles ruhte.

Sonst war ich auch am Tage vorher bei Sr. Excellenz dem Grafen Wrede wegen zweier Briefe mit Wechseln, welche ich vom Könige erhalten hatte, wo ich unter andern Discursen der Worte „unnütz und eitel“ erwähnte, welche Herr Landeshauptmann Reenstjerna später in das Protokoll hatte aufnehmen lassen und wovon unter Anderen die Herren Lagmänner Christer Bonde, Gyllengrip und Silfrer Sparre Zeugen gewesen wären. Se. Excellenz erwiederte darauf nur: Ja, bei dem Allem ist er jetzt Hofkanzler!

Am Sonntage darauf, als ich im runden Saale Ihrer Majestät stehe und mit Herrn General Spens und dem Hofjunker Cronstedt rede, kommt der Herr Hofkanzler eilig herein, ergreift mit sehr freundlicher Miene meine Hand und führt mich zum Fenster, indem er sagt: „Ich bitte Sie, Herr Hofmarschall, lassen Sie jetzt Alles, was bisher passirt ist, vergessen sein.“ Ich versetzte, für mein Theil könnte ich das leicht vergessen und es wäre mir sehr unlieb, daß des Herrn Grafen Wrede vehemente Expressionen die Veranlassung zu

dem Allem gegeben hätten, was passirt sei; und da ich der Erste gewesen wäre, der auf die Rede des Herrn Hofkanzlers im Ritterhause geantwortet, so hätte ich auch am meisten Ursache, mich in diesem Falle zu reinigen, um so mehr, als so harte Worte in Gegenwart Ihrer Königl. Majestät, Ihrer Königl. Hoheit und des Herzogs und als ich dabei stand, gebraucht worden seien. Ueberdies hätte ja Se. Excellenz Herr Graf Wrede, in Geheime Raths Johann Banér und Anderer Anwesenheit, am Tage bevor die Nachricht gekommen, daß er Hofkanzler geworden, die Worte durchaus gegen ihn in Abrede gestellt, welches auch von ihm selbst mit den Worten bestätigt wurde: Der Herr Hofmarschall kann nicht genugsam glauben, wie er mich überführt hat.

Somit wurde wegen der Empfindlichkeit des Königs und seines Vertrauten für diesmal nichts aus dem Plane, sich an Ort und Stelle über die Lage des Königs zu unterrichten. Im übrigen beschränkten sich die Gegenstände der Berathungen des Reichstags auf Ausschreibungen, Auflagen und Anleihen. Die Stände seufzten, bewilligten — und trennten sich.

Carl ärgerte sich in seinem entfernten Zufluchtsorte sowohl über die Dreistigkeit des Senats, ohne seinen Befehl mit den Vertretern des Volks Rath zu pflegen, wie darüber, daß diese letzteren nicht minder kühn gewesen waren, gleichfalls ohne seinen Befehl zusammen zu kommen. Doch die unschuldige Beschaffenheit der Verhandlungen, das kurze Zusammensein und vor Allem die an den Tag gelegte Bereitwilligkeit der Stände, die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs anzuschaffen, besänf-

tigten ihn. Etwa fünf Wochen nach dem Schluß des Reichstags erließ er unterm 22. Juli 1710 von Bender ein Schreiben, indem er für diesmal den Schritt des Raths genehmigte, da, wie es wörtlich darin lautet: „Wir versichert sind, daß Ihr dabei unser hohes Recht und unsre Macht gehörig bewacht habt.“

Cronhjelm's Verhalten als Wortführer des Reichstags behagte dem Könige so sehr, daß der Hofkanzlervollmacht vom 21. März, am 30. August desselben Jahrs (1710) die Ernennung zum Königl. Rath folgte. Die Generale Magnus Stenbock, Spens und Wellingk wurden an demselben Tage in den Senat eingeführt, in welchem der frühere Landmarschall Clerck erst einige Wochen später (11. November 1710) berufen wurde.

Zwölftes Kapitel.

(Bender und Demotica.)

Erster Auftritt.

(Eine Wachstube.)

Die Leibtrabanten Roos und Groll im Gespräch.

Roos: „Das Leben hier fängt an sehr einförmig und sehr langweilig zu werden. Wir thun nichts als essen, trinken und schlafen. Seit Jahr und Tag haben wir auch nicht einen Schimmer von einem Feind gesehen, mit dem wir uns in einen blutigen Strauß hätten einlassen können.“

Groll: „Was uns und die meisten Andern betrifft, hast Du Recht; aber es giebt gewisse Leute, die's behaglicher finden, sich müßig herumzutreiben und zu schwatzen hier auf den Gassen, als sich zu strapaziren und einem ehrlichen Hiebe oder Schusse in offener Fehde auszusetzen.“

Roos: „Ich verstehe schon. Du meinst Lagerkrona.“

Groll: „Das war eben nicht schwer zu rathen. Aber viel schwerer fällt's Einem, zu begreifen, wie es so Einer nur mit Schmeicheln und Schwatzen zum Generalsgrad hat bringen können und so lange Zeit als Sr. Majestät General-Adjudant bei dem Heere hat Dienste thun dürfen.“

Roos: „Wahr, Camerad! In diesem Punkte ist unser gnädiger König unergründlich, denn Lagerkrona ist und bleibt nichts andres als ein Ohrenbläser und Augendiener, geschmeidig wie ein Aal gegen Se. Majestät, aber steif und grade wie ein Kirchthurm gegen Untergeordnete. Er war schon mehrere Jahre General und wurde 1705 baronisirt, ohne je früher als 1708 den Befehl über eine größere oder kleinere Abtheilung da geführt zu haben, wo es etwas auf eigene Hand zu thun gab.“

Groll (mit höhnischem Lachen): „Und man weiß, wie es zuging, als er den Befehl bekam und was er dabei ausrichtete. Man hatte nämlich allerwärts so laut über den Kammergeneral gespottet, daß es endlich Sr. Majestät zu Ohren kam und der König gab Lagerkrona mehr um seiner selbst als um Lagerkrona's willen den Befehl über die Abtheilung, welche sich in den Besitz der Stadt Staradupp setzen sollte. Und obendrein wurde ihm gestattet, sich sowohl die Offiziere wie die Mannschaft an Reiterei und Fußvolk auswählen zu dürfen, und er erhielt eine Wegkarte zu dem Marsche von einer Meile. Ein Knabe, der noch nicht trocken hinter den Ohren geworden ist, würde den Auftrag haben ausführen können und dennoch mißglückte er Lagerkrona.“

Roos: „Ja, leider! Auf seinem Marsche kam er an einen Strom, über den er eine Brücke schlagen sollte, und jenseits lag eine Schenke, von dem zwei Wege, einer nach rechts und einer nach links abgingen. Nach seinen Vorschriften sollte er den ersteren einschlagen. Aber als die Leute im Wirthshause sagten, daß der Weg links zwar weiter aber besser wäre und über viele Dörfer führe, ließ er sich von diesem Geschwätz bethören und wählte den letzteren. Die Folge war, als er mit seinen Truppen zwölf Meilen marschirt war, mußte er umkehren und den Weg einschlagen, der ihm in seiner schriftlichen Anweisung vorgezeichnet war. Auf diese Weise ging die Zeit verloren und als er ungefähr um 6 Uhr Abends nach Staradupp kam, wurde, um den Kohl fett zu machen, das Lager draußen aufgeschlagen. Es half Nichts, daß mehrere erfahrene Männer unter den Offizieren davor warnten. Unter Andern bemerkte der unerschrockene Oberst Dernstedt von den Süd-Schoningern, daß es besser wäre, in die Stadt einzurücken, dann könne auch die Mannschaft ihre Kleider trocknen und warmes Essen bekommen. Lagerkrona mochte wohl Se. Majestät in der Abhärtung nachahmen wollen und behauptete, das sei nicht nöthig, denn die schwedischen Soldaten seien keine alten Weiber. Dernstedt wandte ein: Wenn nun, während wir hier liegen, der Feind von der andern Seite kommt und sich der Stadt bemächtigt, wird das wohl zu verantworten sein? Weit davon entfernt, den Wink zu beherzigen, fand sich Lagerkrona beleidigt und fuhr ihn mit den Worten an, die Abtheilung stände unter seinem und unter keines Anderen Be-

fehl. Hierauf folgte ein heftiger Wortwechsel, der damit endete, daß Lagerkrona auf sein Schwerdt schlug und Oernstedt zu schweigen befahl. So schieden sie; Oberst Oernstedt aber, der eben so heftig wie ehrgeizig, eben so besorgt um seinen guten Ruf, wie ein tapferer Krieger ist, zog sich jenen Verdruß so tief zu Gemüthe, daß er erkrankte und wie die Aerzte glauben, so wird er niemals wieder in dieser Welt ganz gesund werden.“

Groll: „Und traf nicht Alles, was Oernstedt vorhergesagt hatte, genau und pünktlich ein? Um 12 Uhr in der Nacht langte der Feind auf dem anderen Wege an, setzte sich sogleich in den Besitz von Staradupp und lös'te seine Geschütze von den Wällen; und unsre Expedition war damit verfehlt und zunichte gemacht. Was ich am wenigsten begreife, ist, daß der König nicht sofort Lagerkrona vor ein Kriegsgericht stellen und ihm sein Schwerdt vor der Fronte zerbrechen, oder ihn todtschießen ließ.“

Roos: „Se. Majestät war zwar erbittert über den Ausgang und ich bin überzeugt, wenn unser gnädiger König die Verdienste des Oberst Grothusen damals so wie jetzt gekannt hätte, so hätte er sich von Lagerkrona losgemacht Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, so hat jetzt Grothusen mehr als irgend ein Anderer das Vertrauen Sr. Majestät und dessen ist er auch völlig werth.“

Groll: „Gilt es, sich auf Leben und Tod zu schlagen, so folge ich unserm Heldenkönige und sei es auch gegen alle Teufel der Hölle; aber seine Weise zu beloh-

nen, die, das gestehe ich offen, übersteigt meinen Verstand. Hat er nicht unserm tapfern General Stenbock, der die Dänen bei Helsingborg auf das Haupt geschlagen, den Marschallstab verweigert, den ihm der Senat zur Belohnung verliehen?"

Roos (schüttelt den Kopf und runzelt die Augenbrauen): "Ich hätte das auch anders gewünscht .... aber, sieh, das kommt vielleicht davon, daß der Senat Stenbock befördert hat und der König meint gewiß, daß ihm selbst und keinem Andern zukomme, Belohnungen auszutheilen."

Groll: "Das meine ich auch, wenn er an Ort und Stelle ist; aber so viel hundert Meilen vom Vaterlande entfernt ...."

Roos: (fällt ihm ins Wort): "Muß er um so besorgter für seine Macht sein ... Uebrigens geht das uns nichts an; wir haben nur zu schweigen und damit Basta.

Groll (reicht Roos die Hand): "Basta!"

Zweiter Auftritt.

(Des Königs Schlafgemach.)

Carl XII., entkleidet im Bett liegend, spielt mit dem Hofkanzler von Müllern Schach. An dem einen Bettpfosten steht der Oberst von Düben und sieht dem Spiel zu. Im Zimmer daneben, dessen Thüre offen steht, so daß der König, was darin vorgeht, sehen und

hören kann, ordnet der Oberst Grothusen einen Haufen Papiere. In beiden Zimmern herrscht tiefes Schweigen.

Aus dem Vorzimmer tritt Baron Lagerkrona in das äußere Gemach und nähert sich dem König.

Grothusen (Lagerkrona abwehrend): „Sofern nicht der Herr Generalmajor Sr. Majestät etwas Dringendes zu melden hat, dürfte es am besten sein, hier zu warten, bis das Spiel beendigt ist, Se. Majestät liebt es nicht, gestört zu werden.“

Lagerkrona (heftig, mit einem spöttischen Blick auf Grothusen): „Keinem, am wenigsten einem im Range Untergeordneten steht es zu, mich an das zu erinnern, was sich paßt oder nicht paßt. Das wußte ich, bevor noch Mancher die Kinderschuhe ausgezogen hatte, den das Glück später über Verdienst und Erwartung in die Höhe gebracht hat.“

Grothusen (ruhig aber mit Selbstgefühl): „Mit diesem Ausfall dürfte der Herr Generalmajor um so weniger auf mich zielen können, als der Unterschied zwischen uns keineswegs unermeßlich ist, weder was die Jahre, noch was den Dienstgrad betrifft. Von unsern beiderseitigen Verhältnissen ist Se. Majestät unterrichtet, und im Stande, zu urtheilen. Und kann ich auch nicht, wie der König selbst, auf ein Narwa stolz sein, so habe ich doch wenigstens nicht, wie gewisse Andre, ein Staradupp zu bereuen.“

Lagerkrona (auf den Boden stampfend): „Der Herr Oberst vergißt die Kriegszucht, welche Achtung und Ehrfurcht vor Vorgesetzten gebietet.“

Grothusen (mit unterdrücktem Aerger): „Lassen Sie uns Beide nicht vergessen, daß wir uns in den Zimmern des Königs und unter seinen Augen befinden. Es geschieht aus guter Absicht, wenn ich daran erinnere.“

Lagerkrona: „Zum Teufel mit Ihrer guten Absicht!“

Er läßt Grothusen stehn und eilt zum König hinein, gegen den er sich tief verneigt. Carl scheint so vertieft in das Spiel, oder stellt sich wenigstens so, daß er Lagerkrona's Eintritt nicht achtet. Nach einigen Augenblicken ununterbrochenen Schweigens entfernt sich Lagerkrona, nicht ohne Besorgniß darüber, daß er nicht wie gewöhnlich mit einem gnädigen Lächeln des Monarchen beehrt ward, auf dessen Wangen er vielmehr zu seiner Bestürzung eine tiefe Röthe aufsteigen sah, wobei Carl drei Mal hinter einander die Lippen nach der Nase hinauf zusammenzog: ein wohlbekanntes und sicheres Zeichen, daß Carl XII. sehr böse war.

Dritter Auftritt.

(Das eben beschriebene innere Gemach Carl's XII.)

Der König hat mehrere Briefe unterzeichnet, die der Hofkanzler hinausträgt. In der Thür begegnet er Lagerkrona, der sich zu dem Monarchen hineinbegiebt.

Lagerkrona (v. Müllern eilfertig zuflüsternd): „Ist Se. Majestät unbeschäftigt und bei gnädiger Laune?“

v. Müllern (halblaut, indem er weiter geht): „Beides, Herr General!“

Lagerkrona (tritt in das Schlafgemach des Königs und verneigt sich tief): „Diese ganze Nacht konnte ich vor Unruhe darüber kein Auge zuthun, daß wir vielleicht bei unserem Gespräche gestern Abend in dem Vorzimmer Ew. Majestät zu laut waren und daß Ew. Majestät dadurch im Schachspiele gestört sein könnten. Wenn ich und Oberst Grothusen die unglückliche obgleich unschuldige Ursache davon waren, so hoffe ich, Ew. Majestät werden in gewohnter Gnade solches übersehn und verzeihen.“

Carl (kalt): „Es war ein schlimmes Gespräch, welches Ihr führtet und Ihr hattet Unrecht. Ja Ihr wart so schamlos, daß ich an Grothusen's Stelle die Ofengabel genommen und Euch den Kopf eingeschlagen hätte, ohne Rücksicht darauf, daß es im Zimmer des Königs geschah.“

Lagerkrona (bestürzt und stammelnd): „Ich verging mich zwar auch . . . Oberst Grothusen . . .“

Carl (ihn unterbrechend): „Die Sache ist jetzt vorbei. Und ich sage Euch heut, was ich gestern und schon längst dachte: geht Eurer Wege und laßt Euch nie wieder vor mir blicken.“

Lagerkrona (fällt auf die Knie und streckt die gefalteten Hände gegen den König aus): „Großmächtigster König, allergnädigster Herr! geruht Nachsicht zu haben und mir Eure hohe Gnade wiederzuschenken!“

Carl: „Bei dem, was ich einmal gesagt habe, bleibt es.“

Lagerkrona (richtet sich langsam auf): „Dann ist mir nur übrig, Ew. Majestät unterthänigst um gnädigen Abschied und um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Schweden zu bitten.“

Carl (gleichgültig): „Bewilligt. Es ist das Klügste, was Ihr Zeit Eures Lebens gethan habt.“

Niedergeschlagen und schweigend verläßt Lagerkrona langsamen Schritts das Zimmer des Königs.

Vierter Auftritt.

(Das Zimmer des Hofkanzlers Barons von Müllern.)

Im Schlofrock und in russischen Pantoffeln steht v. Müllern am Kamin, wo er ein geschmortes Huhn, das er in einer Kasserole über das Feuer hält, zubereitet. Carl XII. in seiner gewöhnlichen Kleidung tritt eilig und unvermuthet ein, einen erbrochenen Brief in der Hand haltend.

Carl: „Guten Morgen, Baron v. Müllern! Was treibt Ihr dort?“

v. Müllern (überrascht): „Ich bin dabei, Ew. Majestät Frühstück zu bereiten.“

Carl: „Laßt das einstweilen. Ihr müßt zuvörderst eine Antwort an Meinen Rath in Schweden und eine Erklärung an die verbündeten Mächte Europa's aufsetzen. Der Rath singt das gewöhnliche Lied von dem Geldmangel im Lande und schlägt als Mittel, um Geld zu beschaffen, vor, Unsere vom Feinde eroberten Sieges-

zeichen theils einzuschmelzen und zu vermünzen, theils zu verkaufen. Das geht nicht und darf nicht geschehn. Ich verbiete es und befehle dem Rath, einen andern Ausweg zu erdenken, um Geld aufzubringen. In diesem Sinne setzt sogleich eine Antwort an den Rath auf. Ingleichen gebt ein Circular an meine Gesandten bei den fremden Höfen an, daß letztere von den Versuchen abstehn sollten, mir Bedingungen vorzuschreiben und mich zu hindern, mit meinen gerechten Waffen meine geschwornen Feinde zu verfolgen. Ich verlasse mich fest auf den Beistand des Himmels und auf meine rechtmäßige Sache und betrachte jedes Hinderniß, das mir bei deren Verfolgung in den Weg gelegt wird, als Angriff."

v. Müllern (indem er die Casserole vom Feuer nimmt): "Augenblicklich, Ew. Majestät! . . . . Dürfte mir zu gleicher Zeit gestattet sein, an die Angelegenheit der Universität Lund unterthänigst zu erinnern. Es ist bereits geraume Zeit her, daß die Akademie einhellig beschlossen hat, Ew. Majestät um gnädige Genehmigung und Bestätigung ihrer Wahl des Herrn Feldmar . . . (hält ein) des Herrn Raths Grafen Magnus Stenbock zum Universitätskanzler zu bitten."

Carl (kalt): "Damit hats keine Eile . . . . Ich beabsichtige sogar, gar nicht darauf zu antworten. (Wird die Fußbekleidung des Kanzlers und noch einige andere Paar russischer Pantoffeln in einem Winkel des Zimmers gewahr) Was ist das? Pantoffeln? Asiatische Weichlichkeit! Woher habt Ihr sie?

v. Müllern: "Sie sind bequemer, wenn ich mit Kesseln und Töpfen zu thun habe und lassen sich leichter

ablegen, wenn ich eilig die Stiefeln anziehen muß, um drinnen bei Ew. Majestät aufzuwarten."

Carl: "Aber Ihr antwortet nicht auf meine Frage, woher Ihr sie erhalten habt?"

v. Müllern (etwas verlegen): "Sie sind das Geschenk eines Landsmanns, der in diesem Augenblick Gefangener des Czaren ist."

Carl (lebhaft): "Also von Rußland! Mein Hofkanzler in russischer Fußbekleidung. (Geht rasch nach der Ecke, wo die neuen Pantoffeln stehn, nimmt und wirft sie in das Kaminfeuer) Ich untersage Euch, je wieder solche Schuhe zu tragen."

v. Müllern (streift die Pantoffeln, die er an hat, ab und wirft sie den andern nach in das Feuer): "Ew. Majestät Wille wird befolgt werden, das betheuere ich."

Fünfter Auftritt.

(Carl XII. Schlafgemach.)

Der König kniet an einem Tisch, auf dem eine aufgeschlagene Bibel in Folio liegt und betet mit gefalteten Händen. Der Oberhofprediger Aurivillius tritt leise ein und bleibt, als er die Andachtsübung des Königs bemerkt, still an der Thüre stehn. Als Carl nach beendigtem Gebete sich erhebt und den Geistlichen erblickt, winkt er ihn zu sich heran.

Carl (mild): "Kommt näher, würdiger Vater!

Bei dieser Beschäftigung sind die Diener des göttlichen Worts nicht überflüssig.“

Aurivillius: „Eben so wenig, allergnädigster Herr, wie die Angelegenheit, welche mir unterthänigst vorzutragen obliegt. Denn sie betrifft eine Gewissenssache.“

Carl (aufmerksam): „Eine Gewissenssache, sagt Ihr? Laßt hören!“

Aurivillius: „Ich ward heute Morgen zu einem Beichtkinde gerufen, welches im Begriff steht, die lange und gefährliche Reise nach dem Vaterlande anzutreten und zuvor sein Herz erleichtern und das heilige Abendmahl nehmen will. Sein Gewissen aber erlaubt ihm nicht, bei dem Gnadenmahle sich einzufinden, so lange es von der Last der Ungnade seines großen Königs niedergedrückt wird.“

Carl (mit strengem Tone): „Ich liebe weder, noch begreife ich diese räthselhafte Sprache. Also sagt ohne Umschweife, wovon die Rede ist und wie der Mensch heißt.“

Aurivillius: „Es ist der Generalmajor Baron Lagerkrona, der das Unglück gehabt haben wird, Ew. Majestät Zorn zu erregen. Würde ihm gestattet sein, Abbitte zu thun und die Versicherung zu erhalten, daß Ew. Majestät ihm fernerhin nicht zürnten, so könnte er mit ruhigem Gewissen seinen vorhin erwähnten heiligen Vorsatz ausführen. Er hat mich vor Gott verantwortlich gemacht, wenn ich unterließe, Ew. Majestät diese Gewissenssache mitzutheilen.“

Carl (nach einigem Besinnen, mit verdrießlichem

Gesicht und indem er heftig erröthet): „Das ist einzig und allein eine List, um sich wieder einzunisten, aber daraus wird nichts. Hat Lagerkrona nichts Andres auf seinem Gewissen, das ihn vom Tisch des Herrn fern hält, so mag ihn meine Ungnade nicht davon abhalten; denn ich kann als König jederzeit das Vergehen strafen, ohne gegen die Person selbst Haß zu tragen."

Aurioillius (seufzend): „So darf ich dem Reuigen keine Botschaft des Trostes überbringen?"

Carl (mit Nachdruck): „Um Euretwillen will ich ihm verzeihen, daß er seinen Beichtvater zum Werkzeug einer weltlichen List verlockte; aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr, nachdem ich Euch die Augen geöffnet habe, nicht sein Mitschuldiger werdet."

Der König neigt sein Haupt zum Abschiedsgruß und beginnt in der Bibel zu lesen. Aurivillius entfernt sich.

Stockholm und Sala.

Sechster Auftritt.

(Der Abendzirkel der verwittweten Königin im Königshause.)

Während der Unterredung mit mehreren Königl. Räthen und deren Frauen legt Hedwig Eleonora Patience. Neben ihr sitzt Ulrice Eleonora, mit dem Häkeln einer Börse aus Gold- und Silberfäden beschäftigt. Der Herzog von Holstein, der mit seinem Alters-

genossen, dem einzigen Sohne Piper's und mit dem fünf Jahre älteren einzigen Sohne Tessin's spielt, schleicht sich zuweilen hinter seine Tante und spielt ihr kleine Possen. Tessin, der Vater, naht sich bald der Königin und der Prinzessin, um deren Befehle einzuholen, bald bemüht er sich, den Herzog und dessen Spielkameraden zur Ruhe zu bringen, wenn diese allzulaut werden, bald unterhält er sich mit den Personen des Hofstaats oder theilt Befehle an die Dienerschaft aus.

Ulrice Eleonora (zu Tessin, mit einem strengen Blick auf den Herzog): „Befreien Sie mich von diesem ungezogenen Knaben, Herr Hofmarschall!“

Hedwig Eleonora (im milderen Tone): „Schelten Sie ihn nicht, Baron Tessin! In dem Alter des Herzogs waren mein hochseliger Herr Sohn und Seine jetzt regierende Majestät, mein erhabener Enkel, eben so schwer zu zähmen. Das ist nun einmal die Art des Löwengeschlechts.“

Tessin (fein): „Se. Hoheit würden vermuthlich weniger wild sein und Ihrer Königl. Hoheit nicht so beschwerlich fallen, wenn nicht mein Sohn und der junge Piper den Prinzen verleiteten. Ich werde ihnen daher die unschickliche Wildheit vorhalten.“

Kammerfräulein Horn (schalkhaft zu Tessin): „Sie ziehen sich aus dem Spiele, Herr Baron, wie es sich für einen Hofmann ziemt und paßt. Aber Sie wissen, ich hege eine gewisse Schwachheit gegen Ihren Sohn und bitte Sie daher, den Knaben nicht das Vergehen eines Andern entgelten zu lassen.“

Tessin (halblaut): „Fräulein Horn würde mich

allzusehr verkennen, wenn sie nicht überzeugt wäre, daß ihr Wille mir jederzeit als Gesetz gilt . . . sobald nicht ein höherer Wille, den wir Beide verehren, Gehorsam verlangt.“

Pagen tragen Erfrischungen herum.

Hedwig Eleonora (nachdem sie ein Glas Mandelmilch getrunken): „Ich eile, mich an diesem Trank, der mir so wohl schmeckt, zu laben, ehe unser knurriger Archiater kommt und brummt, daß die Mandeln den Husten reizen . . . Gleichwohl trage ich heute Abend eine ordentliche Sehnsucht nach ihm, um zu erfahren, was ich denken und thun soll, nachdem mein guter Hofmarschall uns mit dem Gerüchte erschreckt hat, daß die tödtliche Krankheit, welche jetzt in der Hauptstadt herrscht, die Pest sei, weshalb er darauf dringt, daß der Hof sich nach einem andern Orte begeben soll.“

Der Oberstatthalter Königl. Rath Graf Posse (in scherzendem Tone): „Ew. Majestät sind nicht die einzige, welche Baron Tessin, natürlich in der besten Absicht, erschreckt hat. Ein Schiffer aus Pernau, der durch den Sund gekommen war, starb. Mehrere Personen auf dem Schiffe hatten Gepäck, für das hier in Stockholm Ruderboote gesucht wurden. Das Mädchen, welches es holte, starb gleich nach der Rückkehr und ein Schiffer aus Norköping, der am Bord des Fahrzeugs gewesen war, hatte dort eine kranke Person mit Beulen am Arme gefunden. Sobald diese zufälligen Umstände dem Baron Tessin, der sich damals auf seinem Gute Bo auf Wermdö aufhielt, bekannt wurden, reiste er Hals über Kopf nach der Stadt, besuchte mich und drang auf

Untersuchung. Ich versprach solche, aber ehe sie noch angestellt werden konnte, war das Fahrzeug fort und wurde dem Senat gemeldet, daß sich kein Kranker darauf befinde. Alles war somit blinder Lärm."

Hedwig Eleonora (lächelnd zu Tessin): "Treten Sie näher, Herr Hofmarschall und vertheidigen Sie sich."

Tessin (ernst): "Ew. Excellenz vergessen anzuführen, daß am zehnten Tage darauf alle vier Schifferfrauen, welche die Passagiere aufgenommen hatten, todt waren."

Posse: "Sehr wahr, und daß eine ansteckende Krankheit gegenwärtig in der Hauptstadt herrscht, kann leider nicht bestritten werden, deshalb aber darf man nicht das Schlimmste glauben und annehmen, daß diese Krankheit die Pest sei."

Obermarschall Königl. Rath Graf Carl Gyllenstjerna: "Und noch weniger end- und zwecklose Sorge dadurch erwecken, daß man die Verlegung des Hofs an einen andern Ort in Frage stellt und Furcht vor einer Gefahr erregt, die nur in einer aufgeregten Einbildung spukt."

Tessin (mit unterdrücktem Aerger): "Für die Sicherheit der Königlichen Familie möge man lieber zu viel als zu wenig thun. Vielleicht ist es nicht zu Ew. Excellenz Kenntniß gekommen, daß ein Trabant vor den Zimmern Sr. Hoheit des Herzogs erkrankte und gleich darauf starb, so wie, daß ein Mann von der Garde auf der Treppe, als der Herzog herunterging, umfiel und am Tage drauf verschied."

Gyllenstjerna (vornehm): „So? Nun, jedenfalls ist es dann nur das niedrige Volk, das von der herrschenden Krankheit fortgerafft wird.“

Hedwig Eleonora (lebhaft): „Aber das lautet doch erschrecklich, und ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Hjärne gesprochen habe. Seht, da kommt er! . . Willkommen, mein lieber Archiater! Laßt uns wissen, was Ihr von der jetzt herrschenden Krankheit denkt?“

Hjärne (bitter, mit gerunzelter Stirn): Es giebt drei Arten Pestseuchen und alle drei sind in der Hauptstadt verbreitet.“

Allgemeine Bestürzung und Verwirrung.

Hedwig Eleonora läßt die Karten, Ulrica Eleonora ihre Handarbeit auf den Boden fallen. Beide schlagen vor Entsetzen die Hände zusammen und rufen zu gleicher Zeit: „Jesus, Gottes Sohn, sei uns gnädig! . . Wie werden wir uns retten?“ . . .

Hjärne (scharf): „Auf dieselbe Weise, wie man zu jeder Zeit der Gefahr entgeht oder sie beherrscht, daß man nicht den Kopf verliert, die Ursachen des Uebels untersucht und danach seine Vorsichtsmaaßregeln trifft. Man weiß bis jetzt, daß die Liefländischen Flüchtlinge in ihren Kleidern die Pest hierhergeschleppt haben, und daß diese zuerst in dem Hause auskam, wo sie ihre Wohnung nahmen. Folglich ist es die Ansteckung, vor der man sich hüten muß und das geschieht am sichersten dadurch, daß man den infizirten Ort bei Zeiten flieht und sich nach einem andern und gesunden Ort begiebt. Dies ist es denn auch, um was ich Ihre Majestät und Ihre Hoheiten unterthänigst und wohlmeinend bitte.“

Die Königl. Räthe Posse und Gyllenstjerna scheinen verlegen.

Tessin (lebhaft zu Hjärne): „Gott segne Dich, Schwager, für diese offene Sprache!“

Hjärne (fällt Tessin lachend ins Wort): „Die jedoch nicht immer vor den Ohren des Herrn Schwagers Gnade findet . . . Gleich viel! Die Gefahr ist drohend und was geschehen soll, muß bald geschehen.“

Hedwig Eleonra (zu den anwesenden Königl. Räthen): „Wir hegen das gnädige Vertrauen zu Eurer Ergebenheit für das Königliche Haus, daß sogleich alle Maaßregeln zu Unserer Rettung getroffen werden.“

Der Kanzlei-Präsident, Graf Horn (nach einer ehrfurchtsvollen Verneigung): „Ew. Königl. Majestät können auf unsern unterthänigen Eifer mit Sicherheit bauen. Augenblicklich begeben wir uns zum Rathssaale, um dort zu berathen und zu beschließen. (Zu Hjärne und Tessin): „Der Herr Archiater wolle uns folgen, um mit den nöthigen Aufschlüssen zur Hand zu sein und eben so Sie, Herr Hofmarschall, damit Sie die nöthigen Vorschriften in Beziehung auf die Sicherheit Ihrer Majestät, Ihrer Königl. Hoheit und des Herzogs in Empfang nehmen können.“

Alle entfernen sich.

Siebenter Auftritt.

(Die Wohnung des Bürgermeisters Hylthén.)

Hylthén im Puderrock und mit der Nachtmütze sitzt an seinem Schreibtisch und summirt die Todtenlisten vom vergangenen Tage. Ein Fremder in Reisekleidern tritt ein, grüßt mit vornehmer Vertraulichkeit und wirft sich nachlässig und unaufgefordert in einen gepolsterten Lehnstuhl, welcher Hylthén grade gegenüber an der andern Seite des Tisches steht.

Der Fremde: „Sie sind der Herr Bürgermeister Hylthén?“

Hylthén (erstaunt und beleidigt): „Allerdings und was soll es? Ich habe nicht einmal das Glück, Sie, mein Herr, bei Ihrem Namen zu kennen.“

Der Fremde: „Ich bin der Generallieutenant Baron Burenskjöld, Gouverneur von Schonen und jetzt hierherberufen, um bis auf weiteres das Oberstatthalteramt zu verwalten. Ich komme in diesem Augenblicke in der Hauptstadt an, mein Reisewagen hält unten vor Ihrer Thür; denn ich will keinen Fuß in meine eigene Wohnung setzen, bevor ich nicht einigermaaßen über den Zustand hier unterrichtet bin. Sie als Bürgermeister sind der rechte Mann, und ich bitte Sie, mir die Auskunft zu geben, die ich wünsche und bedarf.“

Hylthén (erhebt sich, streicht die Nachtmütze vom Kopf und macht eine tiefe Verneigung): „Ich wünsche uns armen Bewohnern Stockholm's, nicht aber Ihnen,

Herr Baron und General, Glück, daß Sie die Leitung einer so unaussprechlich unglücklichen Gemeine antreten. Der Zustand hier ist in der That trauriger, als man anderwärts sich vorstellen kann.«

Bürenskjöld: »Ich ahnte dies und bin gefaßt, das Schlimmste zu hören.«

Hylthén: »Die zehnjährige Abwesenheit des Königs von seinem Lande, der nicht minder langwierige, aufreibende Krieg, der alle Mittel erschöpft und den Wohlstand Aller untergraben hat; der Verlust unserer besten Provinzen; das immer nähere Andringen des Feindes, so daß er eines schönen Tages am andern Strande des Bottnischen Meerbusens stehn und am Ende sogar unsere Hauptstadt bedrohen dürfte; Alles das wird Ihnen, Herr General, begreiflich machen, wie unsre Lage hier sein mußte, bevor wir noch obendrein von dieser neuen Landplage heimgesucht wurden, welche gegenwärtig die Bevölkerung decimirt. Sobald die Pest ausgebrochen war, wurde Stockholm von Allen, die nur irgend konnten und die Mittel dazu besaßen, verlassen; die Königlichen Personen begaben sich mit ihrem Hofstaate nach Sala, wo Baron Tessin gegenwärtig der Alleinherrschende ist, der Königl. Senat und eben so Se. Excellenz der Königl. Rath und Oberstatthalter Graf Posse nach Arboga. Der Herr Unterstatthalter Hjernhoff liegt in den Krallen des Todes, zwar nicht der Pest, aber seiner 80 Jahre wegen und unsre beiden vornehmsten Aerzte, Archiater Hjärne und Leibmedicus Riben, hat der Hof mit sich nach Sala genommen. So verwahrlost ist unsere arme Hauptstadt vom Personal, während

das Volk wie Mücken unter dem Schwerdt des Mordengels fällt. Das Schrecklichste von Allem ist das Bewußtsein, daß der Verheerung hätte gesteuert werden können, wenn man eine ausreichende Zahl Kriegsvolk gehabt hätte, um im Anfange die von der Pest ergriffenen Gegenden der Stadt abzusperren und an jeder Berührung mit den übrigen zu hindern. Aber der unglückselige Krieg hat fast alle Mannschaft verschlungen, so daß es unmöglich war, einen Cordon um die infizirten Quartiere zu ziehen."

Burenskőld (springt auf, schlägt sich vor die Stirn und durchschreitet einigemal mit schnellen Schritten das Zimmer. Dann nimmt er wieder seinen Platz in dem Lehnstuhle ein und ruft aus): "Handelt es sich für die Hemmung der Seuche nur um die Beschaffung der nöthigen Mannschaft zum Absperren, so werde ich gleich die nöthigen Befehle dazu geben und sollte es auch nur auf Kosten der Vertheidigungsanstalten geschehen können."

Hylthén (den Kopf schüttelnd): "Im Anfang, wo die Krankheit ausbrach, konnten Absperrungsmaaßregeln die weitere Verbreitung der Krankheit verhindern, nicht aber jetzt mehr, wo die ganze Atmosphäre verpestet ist und wir mit jedem Athemzuge das Gift einsaugen. Stellt man ein Glas Wein, Milch oder reines Wasser über Nacht in die freie Luft, so hat es am andern Morgen verschiedene Farben angenommen und ist mit einer schmutzigen Haut bedeckt. Wird ein frisch gebacknes Brod über Nacht unter freien Himmel gelegt, so ist es im gelindesten Falle am andern Morgen schimm-

lich, wenn aber die Gefahr drohend ist, gelb und grün und Hunde, die davon fressen, sterben. Der Rauch von angezündetem Pulver steigt nicht in die Höhe, sondern legt sich und schleicht wagerecht über den Boden. Großes und kleines Vieh fällt, Sperlinge und Schwalben fliegen nicht mehr umher, sondern man findet sie todt auf den Feldern und an den Häusern, während Aecker und Wiesen mit Würmern und Ungeziefer bedeckt sind."

Burenskjöld: "Entsetzlich! Und wie giebt sich die Krankheit bei den Angesteckten zu erkennen?"

Hylthén: "Sie äußert sich natürlich bei Verschiedenen je nach ihrem Gemüthszustande und ihrer Körper-Beschaffenheit verschieden. Gewöhnlich zeigen sich zuerst Krämpfe, Kopfschmerz, Mattigkeit, Neigung zum Schlaf, Schwermuth, Beängstigung, verdrehte Augen, innere Hitze und Eiskälte in den äußeren Theilen, kurzes, schweres und heftiges Athemholen, keuchende Brust, zuweilen auch Engbrüstigkeit und Ohnmachten. Eßlust und Schlaf verschwinden bei einem Theile, bei einem andern vermehren sie sich in unnatürlichem Maaße und endlich stellt sich Wahnsinn und Raserei ein. Unsteter Puls, scharfe und schwarze Zunge, geschwollener Hals, übelriechender Athem und unleidlicher Durst, das sind in Kürze die gewöhnlichen Kennzeichen der Pest. Am zweiten oder dritten Tage zeigt sich eine steinharte, sehr empfindliche Geschwulst, welche anfangs eine natürliche Farbe hat, allmählig aber blau wird. Reift sie, so ist Rettung möglich; aber nur selten trifft das ein, da die Geschwulst sich an Stellen befindet, wo Drüsen sind, wie unter dem Kinn, den Armen, hinter den Ohren und in den Weichen."

Burenskjöld: „Man hört, daß Sie mit der Seuche vertraut geworden sind. Vor Allem aber wünschte ich zu wissen, was für polizeiliche Maaßregeln sind in Bezug auf das Vorkommen und die Hemmung der Seuche getroffen?“

Hylthén: „Der Magistrat hat verboten, sich in Handel mit der Seuche verdächtigen Personen einzulassen, namentlich in Handel über solche Waaren, in denen sich das Gift am meisten festsetzt, wie Früchten, Wolle, Leinwand, Hanf, Papier, Seidenzeug, Tuch und Pelzwaaren; er hat ferner Bettlern und Hausirern und anderem gemeinen Gesindel untersagt, in den Häusern umherzulaufen; die ersteren bekommen die Almosen, die jeder nach seinen Kräften giebt und die letzteren werden angehalten, ihre Waaren auf den Gassen auszurufen, wie dies anderwärts geschieht. Der Magistrat hat ferner alle öffentlichen Versammlungen so viel als möglich untersagt, z. B. Leichenzüge, Gastgebote, Märkte und Kindtaufen mit mehr Personen als einigen wenigen Gevattern. Es ist befohlen, daß Straßen und Gassen rein gehalten, die Gräber auf den Kirchhöfen tief gegraben, die Hunde und Katzen, die von Haus zu Haus laufen und die Seuche herumschleppen, ausgerottet, und die Schweine, welche sonst auf den Straßen sich herumtreiben, eingesperrt werden. Ferner hat man außerhalb der Stadt Pesthäuser eingerichtet, wohin die Kranken sogleich gebracht und wo sie von dazu angestellten schicklichen Personen gepflegt werden. Endlich müssen Morgens und Abends auf Märkten und anderen offenen Plätzen Feuer angezündet und muß dort fleißig mit

Theer, Pech, Bockshorn, Schwefel und Pulver geräuchert werden.“

Burenskjöld: „In der That, mehr wird weder von mir, noch vom Magistrate geschehen können.“

Hylthén: „Auch für mein Theil halte ich die getroffenen Vorschriften für ausreichend, zumal auch das Collegium Medicum eine besondere Anweisung für Privatleute erlassen hat. Sie liegt hier auf meinem Tisch. Befehlen Sie, Herr General, daß ich sie vorlese.“

Burenskjöld: „Sie werden mir damit einen Gefallen erweisen.“

Hylthén (während er in seinen Papieren blättert): „Die Hauptsache in jedem Hause ist, die Luft rein und frisch zu erhalten. Das geschieht durch fleißiges Feuern mit Fichten-, Birken-, Eschen- und Wachholderholz. Bei Südwind, oder wenn der Wind von verpesteten Gegenden kommt, ebenso bei Morgen- und Abendnebel, müssen Thüren und Fenster wohl verschlossen werden. Kommt aber der Wind von Norden oder Osten und es ist klarer Himmel, so muß man die Fenster öffnen, um das Haus zu durchlüften. Außerdem muß man Morgens und Abends mit Wachholder, Eichenlaub, Wermuth, Lavendel, Weinraute, Meiran, Rosmarin, Mastix, Myrthen, Nelken, Angelica-Rosen, Bernstein, Storax u. s. w. räuchern. Mund und Nase, durch die das Gift am leichtesten Eingang findet, muß man besonders wohl verwahren, man muß getrocknete Citronenschaalen, Fenchelkraut, Calmuswurzel, Knoblauch, oder ähnliches kauen, die Nase mit einem dienlichen Balsam salben, oder ein Schnupftuch oder einen in Essig, in den man Ringelblumen

gelegt hat, getauchten Schwamm davor halten. Auf die Lebensweise kommt viel an; Mäßigkeit in Allem ist Hauptsache. Der Magen darf mit Speise und mit Getränken nicht überladen, oder durch unzeitige Enthaltsamkeit abgeschwächt werden. Nüchtern muß man nie ausgehn, sondern vorher ein Stück in Weinessig getauchtes Brod, oder Butterbrod mit etwas Weinraute, Knoblauch, Lorbeer, Wachholderbeeren oder Schwefel und darauf einen guten Trunk Bier oder Wein zu sich nehmen. Jede Nahrung, die Schleim oder Fäulniß erzeugt, muß vermieden werden. Dahin gehören im Allgemeinen unreife Früchte und insbesondre Gurken, Melonen und Pflaumen, Milchspeisen, alte Fische und müffiges Fleisch. Zum Trinken muß man klares, gut gekochtes und gegohrnes Bier, oder guten französischen, portugiesischen und Rheinwein nehmen! Endlich muß man sich einer ruhigen Gemüthsstimmung befleißigen, mäßig in Schlaf und Wachen, in Körperbewegung und — in der Liebe sein. Besonders hüte man sich vor Furcht, Schrecken und Betrübniß, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß große Besorgniß und eine aufgeregte Einbildung für die Ansteckung empfänglich machen und es ist deshalb kein unwahres Wort, daß die Einbildung schlimmer sei als die Pest."

Burenskjöld: "Gut. Die Vorschriften scheinen vollständig und ausreichend zu sein und was ihre genaue Ausführung anbelangt, so können Sie dabei auf meinen Beistand zählen, sowie ich auch, soweit es auf den Magistrat hierin ankommt, mich auf den bekannten Eifer

des Herrn Bürgermeisters verlasse . . . Und nun leben Sie wohl, bis auf Weiteres!"

Burensköld reicht Hylthén die Hand. Dieser verneigt sich und begleitet den General an seinen Wagen.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, murmelt Hylthén für sich: "Diese Carambolage hier von Beamten geht über meinen Verstand. Der Oberstatthalter Posse und Stenbock, der als General-Gouverneur von Schonen dieses Land durch seinen unsterblichen Sieg bei Helsingborg rettete — diese sitzen nun in dem kleinen Arboga und regieren Schweden und Burensköld, der gleich im Beginn der Schlacht sich zum Gefangenen machen ließ, verdrängt zuerst Stenbock aus Schonen und wird nun auch von dort versetzt, um hier Posse's Dienst zu versehen." . . .

Achter Auftritt.

Die Residenz des Hofs in Sala.

(Das Schlafgemach der Prinzessin.) *)

Hoffräulein von Düben, Ulrice Eleonora's vertraute Freundin und Günstlingin, steht am Fenster,

*) Dieser ganze Auftritt gründet sich auf Hedwig Eleonora's und Ulrica Eleonora's Briefe an Carl XII. vom 8. April 1711 und resp. 17. April 1711, sowie auf einen Brief Emerentia's von Düben an den Hessen-Casselschen General-Lieutenant Ranck vom 27. März 1711.

in das Lesen eines Briefs vertieft. Zwei andre Briefe, einer an sie selbst, erbrochen, der andere, versiegelt, mit der Aufschrift an die Prinzessin, liegen vor ihr auf dem Fensterbrett, daneben ein geöffnetes Futteral mit einem großen Ring von Brillanten. Außerdem liegt dabei eine auf Fräulein Düben ausgestellte Schuldverschreibung über eine unbestimmte Summe, von dem Erbprinzen von Hessen-Cassel ausgefertigt.

Die Prinzessin (indem sie aus dem Zimmer der Königin hineintritt, verwundert): „Was machst Du, gute Emerentia? Du kommst mir in diesem Augenblick so vor, wie Du mir selbst oft ein Frauenzimmer beschriebst, das bei dem Lesen ihrer Liebesbriefe überrascht wird.“

Fräulein Düben (mit schlauem Lächeln): „Ew. Königl. Hoheit haben jederzeit Recht. In der That ist es eine Liebeserklärung und in den bestimmtesten und eindringlichsten Worten, die ich eben lese (thut, als ob sie seufze) doch . . . gilt sie unglücklicher Weise nicht mir!“

Prinzessin (höchst erstaunt): „Nicht Dir? und wem denn?“

Fräulein Düben (wie vorhin): „Es bleibt doch unter uns?“

Bemerkenswerth ist in dem Briefe der Prinzeß die sclavische Unterthänigkeit derselben gegen den alleinherrschenden Monarchen. Sie nennt sich seine unwürdigste Dienerin, und äußert, daß sie sich blindlings nach dem gnädigen Belieben Sr. Majestät, das ihr stets ein Gesetz sein würde, richten werde.

Prinzessin: „Ich gelobe Dir's bei unserer Freundschaft.“

Fräulein Düben: „Dann sein Sie so gnädig und rathen.“

Prinzessin (unwillig): „Sonderbar. Wie soll ich etwas rathen können, was weder Dich noch mich angeht.“

Fräulein Düben: „Verzeihung; das habe ich nicht gesagt.“

Prinzessin: „Du sagtest doch, daß die Liebeserklärung . . .

Fräulein Düben (sie unterbrechend): „Nicht mir gelte, und dabei bleibe ich.“

Prinzessin (heftig): „Nun?“

Fräulein Düben (mit Nachdruck): „Nun!“

Prinzessin (verlegen und stark erröthend): „Ich verstehe nicht das Geringste. Meine gute Emerentia muß mich aus diesem Irrgarten leiten.“

Fräulein Düben (schmeichelnd und mit Ernst): „Ew. Königl. Hoheit selbst, und niemand Andres, sind es, dem die Liebeserklärung gilt. Se. Durchlaucht der Erbprinz von Hessen, dem zu Ohren gekommen ist, daß Ew. Hoheit mir besondere Gnade zu erweisen geruhen, hat mich mit einem Schreiben beehrt, worin er mir seine volle Gunst und Dankbarkeit verheißt, wenn ich für ihn bei Ew. Königl. Hoheit, an welche er sich die Freiheit genommen hat, unter meiner Adresse zu schreiben, ein gutes Wort einlege. Zugleich schickt er mir einen ausgesucht schönen Diamantring und eine Anweisung auf eine große Summe Geldes für den Fall, daß Ew. Königl. Hoheit ihm eine günstige Antwort zu ertheilen belieben.

Alles dies war eingeschlossen in einem andern Brief an mich von dem Generallieutenant des Landgrafen, Ranck, der sehr artig schreibt und mich bittet, Ew. Königl. Hoheit zu Gunsten seines erhabenen Herrn zu stimmen. . . Hier ist der Brief des Erbprinzen"

Prinzessin (wechselt die Farbe und nimmt in heftiger Bewegung den Brief entgegen): "Höchst seltsam! . . . Ich weiß nicht, soll ich den Umschlag erbrechen . . . Ich begreife das nicht . . . Was räthst Du mir, meine gute Emerentia?"

Fräulein Düben (mit Entschiedenheit): "Natürlich lesen Ew. Königl. Hoheit das Schreiben Sr. Durchlaucht; dann ist es Zeit zu überlegen, was zu thun ist und wie man antworten soll."

Prinzessin (öffnet mit zitternder Hand den Brief, ihr Busen hebt sich gewaltsam und ihre Wangen glühen): "Da du meinst, so . . (liest) ein Glas Wasser, Emerentia! Ich glaube, ich werde ohnmächtig. . . . Gott im Himmel! ein förmlicher Freierbrief!"

Fräulein Düben (nachdem sie Ulrice Eleonore ein Glas Wasser gebracht und nachdem diese davon getrunken): "Nun ja, mußten Ew. Königl. Hoheit doch längst darauf gefaßt sein? Mußte das nicht früher oder später eintreffen? Der Ruf von den Tugenden und der Anmuth Ew. Königl. Hoheit durchläuft Europa. Ew. Königl. Hoheit hohe Geburt und das Glück, die einzige schwedische Prinzeß zu sein, mußte Freier anlocken. Ew. Königl. Hoheit Frau Großmutter ist bereits alt, fängt an kränklich zu werden, und wir wissen nicht, wie lange wir sie noch behalten. Stirbt sie, so sind Ew. Königl.

Hoheit ganz allein und wenn Sr. Majestät, die schon volle elf Jahre abwesend und stündlich Lebensgefahren ausgesetzt sind, etwas zustößt, so bedürfen Ew. Königl. Hoheit eines Gemahls zu Ihrer Stütze. Es scheint daher nur die Frage sein zu können, inwieweit das jetzt gemachte Anerbieten Ew. Königl. Hoheit ansteht. Das Hessen-Casselsche ist ein sehr angesehenes Fürstenhaus, ein sehr reiches und freigebiges. Der Erbprinz gerade soll ein sehr schöner und muntrer Herr sein, der sehr glücklich mit seiner verstorbenen Gemahlin gelebt hat, und überdies ein großer General ist, so daß sich der König eines solchen Schwagers nicht zu schämen braucht."

Die Prinzessin (welche der Rede von Fräulein Düben aufmerksam zugehört hat): "Das sind Alles unbestreitbare Wahrheiten; und wenn man hinzurechnet, daß der Landgraf von Hessen-Cassel seine Länder noch besitzt, nachdem der Herzog von Holstein das Meiste davon verloren, so würde ich sehr gern der Welt zeigen wollen, daß ich eine weit bessere Wahl treffen kann, als meine verstorbene Schwester Hedwig Sophie . . . . Doch (seufzend) . . . . ich hänge ja nicht von mir selbst ab."

Fräulein Düben: "Nun? Auch dafür giebt es wohl Rath! Zuerst suchen Ew. Königl. Hoheit die Königin auf ihre Seite zu bringen, was in dieser Angelegenheit nicht eben allzuschwer sein dürfte, indem sie ihr allerhand von der tiefen Verehrung des Hessen-Casselschen Hofs für ihre Person, von den hohen Begriffen, die sich insbesondere der Erbprinz von ihren großen Eigenschaften und Tugenden und von der ausnehmenden Achtung

desselben für das Andenken Ihrer Majestäten Carl's X. und Carl's XI. erzählen. Auch müssen Ew. Königl. Hoheit ihr zu verstehen geben, daß hauptsächlich ihre Ansicht Ew. Königl. Hoheit bestimmen werde, daß sie allein die Vertraute des für alle Andere bis zu Ankunft der Antwort des Königs undurchdringlichen Geheimnisses sei. Ist dann die verwittwete Königin gewonnen, so schreiben Sie beide an Se. Majestät, stellen die Sache auf das Beste vor, und bitten um seine Einwilligung, jedoch so, daß es den Anschein hat, als ob Ew. Königl. Hoheit, wie der König nun auch zu beschließen für gut finden werde, sich seinem Willen blind unterwerfen würden. Willigt Se. Majestät ein, so ist Alles in Ordnung; antwortet er ablehnend, ausweichend oder aufschiebend, so haben wir Zeit, weiter in Ueberlegung zu ziehn, was unter so bewandten Umständen zu thun bleibt."

Die Prinzessin (Fräulein Düben umarmend): "Wie liebe ich Dich, meine gute Emerentia! Wie klug bist Du doch! Und was willst Du mir so wohl!"

Fräulein Düben (einschmeichelnd): "Ja, Gott ist mein Zeuge, ich meine es mit Ew. Königl. Hoheit weit besser als mit mir! Und zum Beweise dessen sende ich den Juwelenring und die Schuldverschreibung an den Hessen-Casselschen Hof zurück."

Prinzessin (neugierig): "Ach, lasse den Ring mich sehn! (Nachdem ihn Fräulein Düben ihr überreicht, betrachtet ihn Ulrica Eleonora mit der größten Aufmerksamkeit, dreht und wendet ihn nach allen Seiten und hält ihn gegen das Licht, um die Strahlenbrechung

der Diamanten zu betrachten). Mein Gott, wie schön und kostbar! Und Du willst ihn zurückschicken, gute Emerentia?"

Fräulein Düben: "Der Hessen-Casselsche Hof muß sehn, daß ich die hohe Gunst und den Vortheil meiner gnädigen Prinzessin höher schätze, als jeden andern irdischen Gewinn. Und was insbesondere die Schuldverschreibung anbelangt, so denke ich gerade heraus zu schreiben, daß ich die Versprechungen so großer Fürsten für eben so sicher halte, als ihre Schuldscheine."

Prinzessin (mit Lebhaftigkeit): "Du willst also an den Erbprinzen schreiben?"

Fräulein Düben: "Keineswegs. Vielmehr beabsichtige ich, zu erklären, daß es mir nicht gezieme, mit so hohen Herrn zu briefwechseln. Aber wem ich zu antworten habe, ist General Ranck, um ihm zugleich Bescheid zu ertheilen, in wie weit Ew. Königl. Hoheit gestatten, daß alsbald ein Gesandter von Hessen-Cassel hierher nach Schweden geschickt werde, um öffentlich um die Hand Ew Königl. Hoheit für den Erbprinzen anzuhalten, Etwas, von dem ich unterthänigst abrathen würde, so lange die Werbung noch nicht bekannt, und noch weniger von Sr. Majestät gebilligt worden ist."

Prinzessin: "An Alles denkst Du, gute Emerentia! und in diesem Punkte denke ich völlig wie Du ... so schreibe denn sogleich an Ranck; doch schreibe artig und so, daß . . daß . . . daß. ." (Ulrice Eleonore ist verlegen und erröthet heftig).

Fräulein Düben (schalkhaft): "Ich verstehe: so daß der Erbprinz seine Neigung nicht anderwärts hin-

wendet, oder war das nicht Ew. Königl. Hoheit Meinung?

Die Prinzessin nickt schweigend.

Fräulein Düben: „Ew. Königl. Hoheit können sich auf meinen unterthänigen Eifer sicher verlassen. Ueberdies werde ich meinen Brief an den General, sobald er fertig ist, Ew. Königl. Hoheit zeigen.“

Prinzessin (freudig): „Tausend Dank, meine gute Emerentia: Ich eile zurück zur Königin (tief seufzend); ach wäre ich nur das peinliche Geständniß los!“

Fräulein Düben (sie ermunternd): „Muth, Ew. Königl. Hoheit, Muth! Es geht gewiß gut, wenn nur das erste Wort heraus ist. Ich begebe mich indessen auf mein Zimmer, um an General Ranck zu schreiben. Glauben mir Ew. Königl. Hoheit, es ist das nicht leichter, als die Sache der greisen Königin vorzutragen.“

Die Prinzessin und Fräulein Düben verlassen das Zimmer nach verschiedenen Seiten.

Neunter Auftritt.

(Das Empfangszimmer der Prinzessin.)

Tessin: „Geruhen Sie mir nicht anzurechnen, daß es zwanzig Minuten währte, ehe ich mich auf Ew. Königl. Hoheit allergnädigsten Befehl einfinden konnte; die vielen Schwierigkeiten. . .“

Ulrica Eleonora (ihn unterbrechend): „Ich weiß,

ich weiß; der Herr Baron ist mehr denn entschuldigt. Die Schwierigkeiten (seufzend) sind jetzt so grenzenlos, meine gute Düben hat mir davon gesagt, und eben um diese zu vermindern zu suchen, wollte ich mit Ihnen sprechen. Es ist doch Mangel an Geld, was die meisten Schwierigkeiten verursacht?"

Tessin (mit Verwunderung): "Allerdings .... Doch in der That, ich weiß nicht, was Ew. Königl. Hoheit eigentlich meinen?"

Ulrica Eleonora: "Ich möchte wenigstens thun, was ich kann, und hoffe dabei auf Ihren Beistand und Ihre Verschwiegenheit rechnen zu dürfen. Das Hoffräulein Düben hat von mir Befehl erhalten, dem Herrn Baron meine Goldtoilette, eine Flasche, eine Handkanne und ein Handfaß von Gold, sowie mein Silberservice zu übergeben. Haben Sie die Güte, dies Alles mit einer sichern Gelegenheit nach Stockholm zu senden und dort einschmelzen und vermünzen zu lassen."

Tessin (überrascht): "Ew. Königl. Hoheit Edelmuth ist über jedes Lob erhaben und tief in das Herz eines jeden Schweden wird sich diese hochgesinnte Absicht eingraben. Wir aber dürfen uns nicht dahin vergessen, Ew. Kön. Hoheit seltene Freigebigkeit zu unserem Nutzen und zu Dero Schaden zu mißbrauchen."

Ulrica Eleonora (eifrig): "Wenn Sie glauben, daß mein Anerbieten leere Prahlerei sei, um zu glänzen, so täuschen Sie sich, Baron Tessin! Es ist mein fester Entschluß, der ins Werk gesetzt werden soll, es sei nun mit oder ohne Ihren Beistand."

Tessin: "Ich, der ich bei diesem Anlasse nur den

glühenden Dank meines gerührten Herzens in Unterthänigkeit aussprechen und mich über das reiche Geschenk an das arme Vaterland freuen sollte, befinde mich gleichwohl in der seltsamen Lage, den erhabenen Edelmuth bekämpfen und Ew. Königl. Hoheit Aufmerksamkeit auf den zum Theil fast unersetzlichen Kunstwerth jener Dinge lenken zu müssen. Es wäre eine allzu kostbare Unterstützung, die dem Königlichen Hause, und der Kunst einen gleichen Verlust bereitete."

Ulrica Eleonora: "Mein Entschluß ist unwiderruflich; und es gereiche Ihnen zur Nachricht, Baron Tessin, daß es eine zwischen Ihrer Majestät, meiner erhabenen Großmutter, und mir bereits abgemachte Sache ist, unser sämmtliches Silber, was gegenwärtig in Stockholm und Ulrichsthal ist, gleichfalls zum allgemeinen Nutzen vermünzen zu lassen."

Tessin (sich verneigend): "Ich gehorche — bewundernd."

Zehnter Auftritt.

(Abendzirkel bei Hedwig Eleonora)

Die verwittwete Königin (winkt): "Baron Tessin!"

Tessin (eilt heran): "Ew. Majestät!"

Die verwittwete Königin: "Man hat mir gesagt, eine Mannsperson, die sich hier in der Stadt bei Unsrer

Ankunft nicht befunden habe, sei gegenwärtig bemerkt worden und habe sich sogar unterstanden, in demselben Hause Quartier zu nehmen, wo Einer von meinem Hofstaat beherbergt wird. Kann eine solche, in den jetzigen Zeiten eben so verbrecherische wie gefährliche Unangemessenheit möglich sein?"

Tessin: "Wäre die Sache von der Art, daß sie aus irgend einem Gesichtspunkte Ew. Majestät hohe Aufmerksamkeit verdiente, ich würde gewiß nicht versäumen, unaufgefordert davon unterthänige Meldung zu machen. Jetzt aber hätte man am Besten gethan, Ew. Majestät nicht unnöthiger Weise mit beunruhigenden Nachrichten beschwerlich zu fallen. Ich habe eine genaue und strenge Untersuchung anstellen lassen, und gefunden, wie die ganze Sache darin besteht, daß eine Wittwe, in deren Hause eine Kammerfrau einquartiert ist, ein elendes Gelaß auf ihrer Besitzung, das zu schlecht ist, um für den Hof benutzt zu werden, ihrem einzigen Sohne eingeräumt hat, der von Upsala, wo bis jetzt noch ein völlig befriedigender Gesundheitszustand herrscht, zum Besuch gekommen ist. Allerdings war die Aufnahme des jungen Menschen eine Unregelmäßigkeit, und ich habe auch dafür einen scharfen Verweis ertheilt, hierbei aber glaubte ich es bewenden lassen zu müssen, da das Haus der Mutter gehört, und der Wunsch derselben, ihren Sohn wiederzusehn, an und für sich nicht tadelnswerth ist."

Königin: "Mag sein. In jedem Falle aber kann man nicht vorsichtig genug sein, und darf in Nichts durch die Finger sehn."

Prinzessin (verdrießlich): "Der Kapellmeister

von Düben beklagt sich mit Fug und Recht über die Ungeneigtheit, ihm ein Clavier auszuliefern, was mit ein paar Arzneikisten an den Apotheker Wulff aus Stockholm hier angelangt ist. Kann solch ein eigenmächtiges Verfahren mit Ihrem Wissen Statt finden, Baron Tessin?“

Tessin (beleidigt): „Ihre Excellenzien die Königl. Räthe, welche Sr. Majestät während Ihrer Abwesenheit mit der Regierung betrauten, haben von Arboga Befehl wegen Hersendung von Arzneimitteln gegeben, zugleich aber aus schuldiger Fürsorge für die Erhaltung der Königlichen Familie verboten, andre Sachen und für Anderer Rechnung mitzuschicken. Nichts desto weniger sind mit den Arzneimitteln einige Kisten mit Livréestücken aus der Kleiderkammer, ein Anker Wein an den Archiater Hjärne, ein anderer Anker Wein an Dr. Ribe, ein halber Anker an den Kapellmeister von Düben und das in Rede stehende Clavier hierher geschickt worden. Sobald diese Dinge gereinigt worden sind, werden sie den Eigenthümern ausgehändigt werden. Das Vergnügen des Kapellmeisters dürfte keine besondere Eile nöthig machen.“

Prinzessin (die Farbe wechselnd): „Aber für meine Rechnung hat die Düben das Clavier hierher verschrieben, damit ich nicht, während Sie uns vor der Pest bewahren, in diesem traurigen Sala vor langer Weile sterbe.“

Tessin: „Das ist etwas völlig Anderes, und es ist eine unverantwortliche Nachlässigkeit von Seiten des Kapellmeisters, nicht sofort anzuzeigen, daß das Instru-

ment Ew. Königl. Hoheit gehört. Meine unterthänige Bereitwilligkeit, zu Ew. Königl. Hoheit hohem Vergnügen beizutragen, sobald es die Umstände zulassen, darf ich nicht erst betheuern."

Der Herzog von Holstein (heimlich flüsternd): "Es ist ja schrecklich, die Spukgeister haben einen mächtigen Riesentopf nach Pehrsbo geschleppt, darin von allen Tropfen, Pillen, Pulvern und Pflastern in der Apotheke eine Suppe gekocht, und nachdem sie davon aus Todtenköpfen getrunken, den Apotheker gezwungen selbst mitzutrinken."

Tessin (unwillig): "Wer kann Ew. Hoheit eine so ungereimte Sache vorgeschwatzt haben? kein einziges Wort ist daran wahr."

Der Herzog: "Die Pagen sagen doch so."

Tessin: "Den Erzählungen dieser Possenreißer müssen Sie niemals Glauben schenken, gnädiger Herr. Um Sie aber von dem wahren Sachverhältnisse zu überzeugen, werde ich noch heute durch den Bürgermeister die Sache an Ort und Stelle genau untersuchen lassen."

Ein Page flüstert Tessin etwas ins Ohr. Dieser geht in ein anstoßendes Zimmer, dessen Thür offen steht und wo solche Personen sich aufhalten, denen die Etikette verwehrt, ohne besonderen Befehl sich drinnen bei den Mitgliedern der Königlichen Familie zu zeigen.

Der Stallmeister Gerdes: "Ich habe dem Herrn Baron eine verdrießliche Meldung zu machen. Das Futter geht zu Ende und die nöthige Zufuhr bleibt aus. Die Bauern scheinen sich den Umwegen und Vorsichtsmaßregeln, welche um der Verbreitung der Pest zuvor-

zukommen, anbefohlen sind, nicht unterwerfen zu wollen.“

Tessin: „Wie lange meint Ihr noch reichen zu können?“

Gerdes: „Höchstens acht Tage.“

Tessin: „Gut. Ich werde noch heut Nacht einen Eilboten an den Landeshauptmann in Westerås senden . . . (Während Gerdes sich entfernt, wird Tessin den Hofkämmerer Adelstjerna gewahr): Guten Abend, lieber Adelstjerna. Was veranlaßt Ihr Hiersein?“

Adelstjerna: „Eine unangenehme Anzeige des Küchenmeisters, daß es an frischem Fleische mangelt.“

Tessin: „In der That sehr fatal . . . Sobald Ihre Majestät und Ihre Königl. Hoheit gute Nacht gewünscht, werde ich mit dem Bürgermeister berathen.“

Als Tessin zu dem inneren Gemach zurückkehrt, begegnet er in der Thür dem Fräulein Horn, welche sein Gespräch mit Gerdes und Adelstjerna bemerkt hat.

Fräulein Horn: „Armer Baron Tessin! Wie beklage und bewundere ich Sie, die Sie unter diesen schwierigen Verhältnissen die ganze Schwere so vieler, wichtiger und ungleichartiger Sorgen tragen!“

Tessin: „Ihre Theilnahme, mein Fräulein, ist mehr als vieles Andere im Stande, mir diese Bürde leichter zu machen.“

Archiater Hjärne tritt mit einem erbrochenen Briefe in der Hand ein. Er tritt an die Königin und die Prinzessin heran, vor denen er sich verneigt. Die Hofgesell-

schaft schaart sich hinter ihm in einem Halbzirkel, Augen und Ohren neugierig aufsperrend.

Hjärne: „Erfreuliche Zeitung aus der Hauptstadt — wenigstens verhältnißmäßig erfreuliche — die Pest hat aufgehört weitere Verheerungen anzurichten, und ich glaube, man wird bald ohne Gefahr dahin zurückkehren können.“

Königin (freudig): „Glauben Sie das wirklich?“

Prinzessin (die Hände zusammenschlagend): „Gott sei gepriesen!“

Gräfin Tessin: „So eingeengt, wie Ihre Majestät und Ihre Königl. Hoheit in diesem kleinen Städtchen oder richtiger Dorfe wohnen, stimmen wir Alle in den sehr natürlichen Wunsch ein, daß der Hof je eher je lieber von hier scheiden möge.“

Königin (mit lauter Stimme, so daß es ihre ganze Umgebung hören kann): „In ihrem schönen Eifer für die Königliche Familie übersieht Gräfin Hedwig Stenbock ganz und gar ihres Mannes, des Baron Tessin, große Verdienste und Mühen. Ich aber vergesse sie nie, und sobald ich jetzt an Sr. Majestät, meinen Königlichen Herrn Enkel schreibe, werde ich nicht zu erwähnen unterlassen, daß während des Aufenthalts des Hofs an diesem Orte, bei dieser traurigen Veranlassung, Baron Tessin sich so verhalten hat, daß man nächst Gott seinen sorgfältigen und gewissenhaften Anstalten die Erhaltung des Hofs zuschreiben muß, und habe ich zu Sr. Majestät das sichere Vertrauen und werde als Großmutter herzlich darum bitten, daß

Se. Majestät mein Fürwort gnädig aufzunehmen geruhen.“

Die verwittwete Königin reicht Tessin ihre Hand hin, die dieser mit tiefer Verneigung küßt.

Der Königl. Rath und Gouverneur Carl Gyllenstjerna (zu Hjärne): „Ist dem Herrn Archiater die Zahl der Opfer bekannt, die in Stockholm der Pest erlegen sind?“

Hjärne: „Die Angaben schwanken zwischen 40,000, was die halbe Bevölkerung der Hauptstadt wäre, und 20,000 Menschen. In der Catharinen-Gemeinde, und danach in der St. Clara- und St. Olof-Gemeinde war die Sterblichkeit am größten, in der ersteren starben 2452, in der letzteren 2134 Personen.

Tessin (zur verwittweten Königin): „Vielleicht dürften Ew. Majestät es für angemessen erachten, noch einige Zeit auf Strömsholm frische Luft zu schöpfen, bevor Sie Sich nach der Hauptstadt zurückbegeben.“

Die verwittwete Königin (mit einer freundlichen Kopfverneigung): „Eben dies ist mein Wunsch.“

Letzter Auftritt.

(Tessin's Wohnung in der Hauptstadt.)

Ein Page tritt ein, grüßt und übergiebt Tessin zwei Briefe: „Heute Nacht ist ein Eilbote aus der Türkei mit Briefen an Ihre Majestät und Ihre Königliche Hoheit angelangt. In dem Briefe an die verwittwete

Königin befand sich dasjenige, was Ihre Majestät mir anbefohlen hat, dem Herrn Baron zuzustellen.

Tessin: „Seid so gut mich Ihrer Majestät zu Füßen zu legen und meine unterthänige Dankbarkeit zu melden. Sobald es bei Eurer hohen Beherrscherin Tag wird, werde ich mich persönlich einfinden."

Der Page entfernt sich.

Tessin (erbricht und liest den Brief, dann öffnet er die Thür nach einem innern Gemach, ruft seine Frau und seinen Sohn und sagt zu diesen): „Freut Euch mit mir über die Gnade, mit welcher der König meine unterthänigen Bemühungen aufgenommen hat! Was meinst Du wohl Hedwig, Se. Majestät läßt künftig meinen Tisch so versehen, daß uns künftig unser tägliches Essen nicht viel zu kosten braucht."*)

Die Gräfin (kalt): „Das ist zwar ganz schön, und in der That wohl verdient. Aufrichtig gesprochen, meine ich aber doch, es sei als Belohnung für Dich betrachtet, zu wenig für Deine unerhörten Bemühungen und Sorgen. Ohne Dich gäbe es vielleicht in diesem Augenblick keinen Hof mehr in Schweden."

Tessin (mit freundlichem Vorwurfe): „Du bist wie ich sehe mit Wenigem nicht zufrieden. Vielleicht findest Du mehr Gefallen an folgender Stelle aus dem zweiten Briefe des Königs. (Liest): — — „Wir vernehmen mit gnädigem Wohlgefallen die guten Anstalten, die Ihr in Sahlberg getroffen habt, also daß der Ort von der ansteckenden Krankheit befreit geblieben ist; — — indem wir im übrigen gern hören, daß Euer Sohn viel Neigung zur Architectur hat, weshalb Ihr ihn dar-

*) Durch einen Königl. Erlaß aus Bender vom 10. August 1711 wurden Tessin täglich drei Gerichte und eine Kanne Rheinwein aus der Küche und dem Keller des Königs in Stockholm bewilligt.

Se. Majestät mein Fürwort gnädig aufzunehmen geruhen."

Die verwittwete Königin reicht Tessin ihre Hand hin, die dieser mit tiefer Verneigung küßt.

Der Königl. Rath und Gouverneur Carl Gyllenstjerna (zu Hjärne): "Ist dem Herrn Archiater die Zahl der Opfer bekannt, die in Stockholm der Pest erlegen sind?"

Hjärne: "Die Angaben schwanken zwischen 40,000, was die halbe Bevölkerung der Hauptstadt wäre, und 20,000 Menschen. In der Catharinen-Gemeinde, und danach in der St. Clara- und St. Olof-Gemeiude war die Sterblichkeit am größten, in der ersteren starben 2452, in der letzteren 2134 Personen.

Tessin (zur verwittweten Königin): "Vielleicht dürften Ew. Majestät es für angemessen erachten, noch einige Zeit auf Strömsholm frische Luft zu schöpfen, bevor Sie Sich nach der Hauptstadt zurückbegeben."

Die verwittwete Königin (mit einer freundlichen Kopfverneigung): "Eben dies ist mein Wunsch."

Letzter Auftritt.

(Tessin's Wohnung in der Hauptstadt.)

Ein Page tritt ein, grüßt und übergiebt Tessin zwei Briefe: "Heute Nacht ist ein Eilbote aus der Türkei mit Briefen an Ihre Majestät und Ihre Königliche Hoheit angelangt. In dem Briefe an die verwittwete

Königin befand sich dasjenige, was Ihre Majestät mir anbefohlen hat, dem Herrn Baron zuzustellen.

Tessin: „Seid so gut mich Ihrer Majestät zu Füßen zu legen und meine unterthänige Dankbarkeit zu melden. Sobald es bei Eurer hohen Beherrscherin Tag wird, werde ich mich persönlich einfinden.“

Der Page entfernt sich.

Tessin (erbricht und liest den Brief, dann öffnet er die Thür nach einem innern Gemach, ruft seine Frau und seinen Sohn und sagt zu diesen): „Freut Euch mit mir über die Gnade, mit welcher der König meine unterthänigen Bemühungen aufgenommen hat! Was meinst Du wohl Hedwig, Se. Majestät läßt künftig meinen Tisch so versehen, daß uns künftig unser tägliches Essen nicht viel zu kosten braucht.“*)

Die Gräfin (kalt): „Das ist zwar ganz schön, und in der That wohl verdient. Aufrichtig gesprochen, meine ich aber doch, es sei als Belohnung für Dich betrachtet, zu wenig für Deine unerhörten Bemühungen und Sorgen. Ohne Dich gäbe es vielleicht in diesem Augenblick keinen Hof mehr in Schweden.“

Tessin (mit freundlichem Vorwurfe): „Du bist wie ich sehe mit Wenigem nicht zufrieden. Vielleicht findest Du mehr Gefallen an folgender Stelle aus dem zweiten Briefe des Königs. (Liest): — — „Wir vernehmen mit gnädigem Wohlgefallen die guten Anstalten, die Ihr in Sahlberg getroffen habt, also daß der Ort von der ansteckenden Krankheit befreit geblieben ist; — — indem wir im übrigen gern hören, daß Euer Sohn viel Neigung zur Architectur hat, weshalb Ihr ihn dar-

*) Durch einen Königl. Erlaß aus Bender vom 10. August 1711 wurden Tessin täglich drei Gerichte und eine Kanne Rheinwein aus der Küche und dem Keller des Königs in Stockholm bewilligt.

in auf alle Weise sich perfectioniren lassen müßt, und werden wir solches zu unterstützen nicht unterlassen. — — Nun bist Du damit etwa auch nicht zufrieden?"

Die Gräfin (bald ihren Mann, bald ihren Sohn umarmend): "Gelobt sei Gott! So öffnet sich für Dich, Carl Gustav, die ehrenvolle Bahn Deines Vaters und es hängt nur von Dir ab, in seine Fußtapfen zu treten. Du hast in der Kunstwelt Deinem großen Vater und Deinem berühmten Großvater nachzuarten. Möchtest Du eben so in den Staatsgeschäften Deinem mütterlichen Geschlechte Ehre machen, das seinen Stammsitz nicht nur um, sondern auch auf dem Throne gehabt hat."

Tessin: "Setze dem Jungen nichts in den Kopf, Hedwig! mit solchen ehrgeizigen hochschwebenden Traumbildern. (Indem er den Sohn zärtlich an das Kinn faßt): Mit Aufmerksamkeit, Ausdauer und Fleiß kommt man ein gutes Stück auf dem Wege fort, wenn sonst der göttliche Funke in Deiner Brust glimmt. Es wird mit Gottes Willen nicht lange dauern, so schicke ich Dich auf Reisen in Länder, wo der Geschmack ausgebildet ist, und wo Du in Ueberfluß Gelegenheit hast, Meisterwerke der Kunst zu studiren. Mein seliger Vater sah ohne Neid meinen Ruhm die Höhe seines eigenen erreichen, und es soll meine höchste Freude sein, wenn ich den Tag erlebe, wo die Welt über Carl Gustav Tessin die Beiden vergißt, welche den Namen Nicodemus mit Ehren führten."

Mit tiefer Rührung schloß das Tessin'sche Ehepaar den Sohn an seine Brust.

Ende des vierten Theils.

Berichtigungen:
S. 162 Z. 9 v. u. lies statt: vor Crassau: unter Krassow.

Gedruckt bei C. Feister.